

Vergißeinnicht 1908

11 (1908)

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper, O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

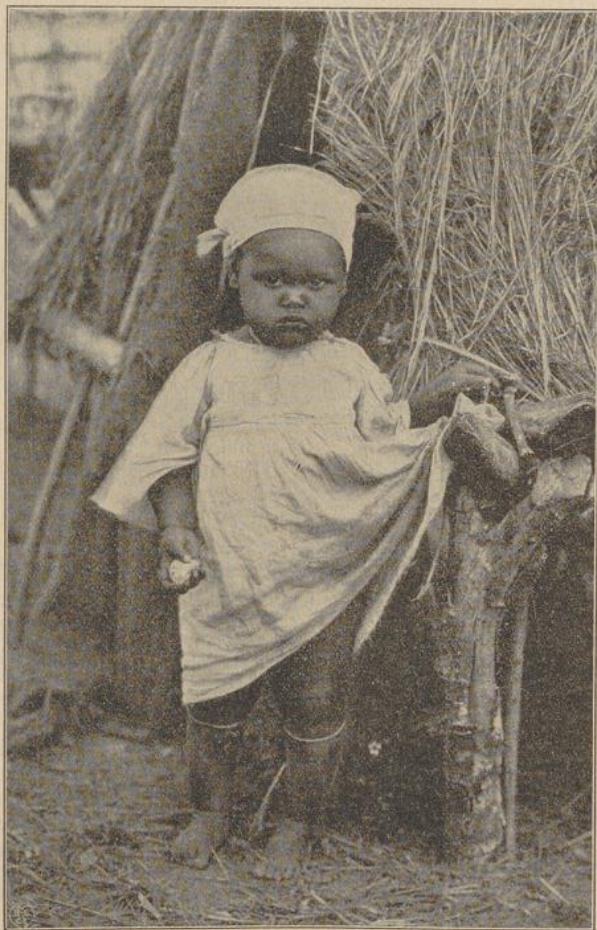
26. Jahrgang.
Nr. 11.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschn. 4 der
Postanweisung.



Köln a. Rh.
November 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Der kleine Trozkopf hätte gern auf Weihnachten
ein besseres Röckchen!

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmichnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Am Grabe der Mutter.

Mois Freygang.

Wenn einsam und verlassen ich auf den Friedhof geh,
Brennt tief in meiner Seele mir ein geheimes Weh —
Und bin ich auf dem Friedhof, stehe ich am
teuren Grab,
Dann stürzen heiße Tränen die Wangen mir herab.

Und stille knie ich nieder, zu sprechen ein Gebet,
Das um die Seelenruhe der teuren Mutter fleht.
Getröstet lenke heimwärts ich dann den müden Schritt,
Getröstet, ja getröstet, als ging die Mutter mit.

Als lege sie die Hände mir segnend auf das Haupt
Und sprach: „Ich bin dir näher, mein Kind, wie du
geglaubt,
Wenn alle dich verlassen, der letzte Anker bricht,
Bleib ich dir liebend nahe, drum klag' und zage nicht.

„Die Mutter ist dir nahe und will es immer sein,
Ob Sturm und Ungewitter, ob heller Sonnenschein.
Ich bin dir liebend nahe, wenn du ein guter Christ,
Mein Sohn, und tapftrer Streiter der hl. Kirche bist.“

Da draußen auf dem Friedhof, am Grab der Mutter
mein,
Wird klar mir, wie doch alles nur Wahn und falscher
Schein,
Wie Leben und wie Streben so schnell zu Ende geht
Und still knie ich mich nieder und spreche ein Gebet.

Ja, draußen auf dem Friedhof, am Grab der
Mutter mein,
Da find ich Trost und Stärke in aller Not und Pein;
Da wehts wie süßer Friede, wie wonneshelge Ruh,
Wie tausend liebe Grüße mir aus der Heimat zu.

Priesterweihe und Primizen in Mariannhill.

Von Rev. P. Eudarius, O. C. R.

Fünf unserer Mitbrüder waren es, die begleitet von dem Gebet unserer Gemeinde, der Schwestern vom kostbaren Blut und der Schulkinder Sonntag, den 28. Juni l. Js. in die hl. Exerzitien eintraten zur nächsten Vorbereitung auf die hl. Priesterweihe, welche sie am 4. Juli empfangen sollten. Es waren schwere Tage für Körper und Geist, denn man kann wohl sagen, daß von 2 Uhr morgens bis 7 Uhr abends eine Übung die andere ablöste, mit Ausnahme der Ruhepause von 12 bis 2 Uhr. Doch wir sind überzeugt, daß diese Opfer gern und freudig gebracht wurden — dies bestätigte uns schon der heitere Gesichtsausdruck der Exerzitanten — und wir sind ferner überzeugt, daß Gott, der sich an Großmut von uns Menschen nie übertreffen läßt, diese Opfer schon jetzt belohnt hat und den Lohn fortsetzen wird auch im zukünftigen Priesterleben der Neugeweihten.

Freitag, den 3. Juli, traf unser Hochwürdigster Herr Bischof Dr. Delalle hier ein in Begleitung der Hochw. Oblatenväter Father Monginoux von Cala in Lembutand, Father Sorman und Jenn von Maritzburg, sowie des Rev. F. Roger, englischen Militär-oberpfarrers in Pretoria.

Samstag, den 4. Juli, begann um 7 Uhr die Pontifikalmesse, während welcher die Kandidaten nach dem so herrlichen Ritus unserer hl. Kirche die hl. Weihen empfingen. Selbstverständlich wohnten sowohl Trappisten, als Schwestern der erhabenen Feier bei, ebenso eine sehr große Anzahl unserer schwarzen Christen, von denen noch am selben Vormittag 234 vom Hochw. Herrn Bischof gesirmt wurden, wobei die P. P. Monginoux und Jenn assistierten.

Nachdem die Neupriester dem Hochw. Herrn und den Oberrn ihren Dank abgestattet und im Kreise des Bischofs und der fremden Gäste das Mittagmahl eingenommen hatten, zogen sie sich wieder in die Einsamkeit zurück, um sich in aller Ruhe und Stille auf die Darbringung ihres ersten heiligen Messopfers vorzubereiten. Auf Wunsch des Hochwürdigsten Herrn fand zuvor noch eine photographische Aufnahme statt.

Sonntag, der 5. Juli, das Fest des kostbarsten Blutes, war für die feierlichen Primizen bestimmt. P. Albert Schweiger aus Pollenried (Bayern) las um 4 Uhr die sogenannte Beata-Messe, und reichte dabei einer großen Zahl schwarzer Christen die hl. Kommunion. P. Roman Heinze aus Schlesien las um 6 Uhr die Matutinal-Messe, wobei die ganze Trappistengemeinde die hl. Kommunion empfing. P. Thomas Neuschwanger aus Walddorfen (Bayern), ein Deutsch-Amerikaner, sang um 5 Uhr im Schwesternkonvent ein feierliches Hochamt unter Assistenz des P. Bonaventura und P. Emanuel. Der Festprediger sprach über den Text: „Christus hat uns geliebt und hat uns abgewaschen in seinem Blut. Er hat uns gemacht zu einem Reiche und zu Priestern für Gott den Vater.“ Während des Hochamtes reichte der Primiziant zum erstenmal allen Schwestern den Leib des Herrn. — Wir haben bis jetzt allen Primizen im Konvent beigezogen, jedesmal hatten die Schwestern alles aufgeboten, die Feierlichkeit möglichst würdig zu gestalten, diesesmal haben sie, möchte ich sagen, sich selbst übertroffen. Ziel ja diese Primiz auf das Fest des kostbaren Blutes, des Patroziniumsfestes unserer Schwesternkongregation. Dieser herrliche Triumphbogen mit illuminierten Transparenten beim Eingang in die Kapelle, diese schöne, beleuchtete Lourdesgrotte im Klosterhof, dieser so herrliche und doch nicht überreiche Blumenschmuck am Altare und nicht zuletzt der präzise Gesang während des Hochamtes! Alles stimmte zur freudigen Andacht. —

P. Bonaventura Feuerer aus Gemau, ein Bayer, hielt ein levitiertes Hochamt für die Trappistengemeinde genau nach den Vorschriften des Zisterzienser-Ordens. P. Emanuel Hanisch, ein Schlesier, langjähriger Katechet und Gesangsmeister in unserer Knabenschule, wurde 10½ Uhr von der Pforte, wo sich die Wohnung der hiesigen Missionäre befindet, in großartiger Prozession zur Kirche geleitet. Voran gingen hinter Kreuz und Fahnen die langen Reihen der Schulkinder mit dem Sängerkhor, der ein vierstimmiges Magnificat intonierte, dann folgte der Primiziant mit seiner Assistenz, dann in langer Folge Jünglinge und Männer, Jungfrauen und Frauen. Das war einzig-

schön! Nach dem Asperges begann das levitierte Hochamt, während dessen der schwarze Sängerkhor eine vierstimmige Messe recht würdig vortrug. Auch die Orgel wurde dabei von einem unserer schwarzen Lehrer gespielt. Die kassrische Festpredigt hielt Rev. P. Balduin.

An das Hochamt schloß sich unmittelbar der sakramentale Segen, den P. Thomas, der gegenwärtige Schulregens, hielt. Darnach gaben alle fünf Neupriester den anwesenden schwarzen Christen den Primiziantensegen. Dies dauerte bis gegen 1 Uhr. Da gleich darauf vom Trappistenchor die Non gesungen wurde, blieben die Neugeweihten in der Kirche und spendeten auch ihren Mitbrüdern, allen Priestern, Chorreligiösen und Brüdern den ersten Priestersegen.

daß ihr Sohn, ihr Bruder, heute zum erstenmale als Priester am Altare stand, gewiß hat der priesterliche Sohn und Bruder, all' der Lieben in der Heimat bei seinem ersten hl. Meßopfer in Liebe und Dankbarkeit gedacht, sowie auch all' unserer verehrten Wohltäter, die ihm durch ihre Gaben das Studium ermöglicht und dadurch mitgeholfen haben, ihn zum Altare des Herrn zu führen.

Euch aber, meine lieben jugendlichen Leser, möge das Gebet unserer Primizianten — so Gott will — die Gnade verleihen, einst deren Mitarbeiter im hl. Missionswerke zu werden. Denn die Ernte ist groß, sehr groß, aber gering, viel zu gering ist die Zahl der Arbeiter.



Die fünf neugeweihten Priester in Mariannhill mit Bischof Delalle.

1. P. Albert Schweiger aus Pollentz, Bayern; 2. P. Bonaventura Feuerer aus Genua, Bayern; 3. P. Roman Heinz aus Schlesien; 4. P. Thomas Neuschwanger aus Waldbühren, Bayern; 5. P. Emanuel Hanisch aus Schlesien.

Ein bescheidenes Mittagmahl vereinigte gegen 2 Uhr die Primizianten und einige Konfratres, darunter P. Alexander Hanisch, den Onkel des P. Emanuel, im Refektorium des Krankenhauses. Um 3 Uhr war feierliche Vesper mit sakramentalem Segen, den P. Albert unter Assistenz zweier anderer Neopresbyter hielt. Gegen 5 Uhr spendeten die Neugeweihten den ersten priesterlichen Segen im Schwesternkonvent und zum Schluß vereinigte ein feierlicher sakramentaler Segen, geleitet von P. Romanus, nebst Te Deum noch einmal alle Jungpriester vor den Stufen des Altars in der Schwesternkapelle.

Es war dieses Fest ein Tag der Freude und des Glückes nicht nur für unsere jungen priesterlichen Freunde, sondern auch für uns alle und die ganze Mission. Noch mehr, es war auch ein Tag der Gnade für die teuren Angehörigen der Primizianten in Europa und Amerika. Möchten die Eltern und Verwandten vielleicht nicht einmal alle gewußt haben,

Memento mori.

Von Br. Protasius, O. C. R.

Mariannhill. — Bis diese Zeilen in die Hände unserer geehrten Leser und Leserinnen kommen, feiert die Kirche den Allerseelenmonat. Alle gläubigen Seelen gedenken dabei in Liebe der teuren Abgeschiedenen, beten für sie, und erinnern sich zugleich der ernsten Mahnung der Schrift: „So seid denn auch ihr bereit, denn der Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meint.“ Luk. 12. 40.

Wir in Mariannhill aber hatten so ein überaus ernstes, das gläubige Christenherz in seinen innersten Tiefen erschütterndes „Memento mori“ schon am Montag, den 3. August l. Js. — Tags zuvor erklärte uns der Obere im Kapitelsaal das sonntägliche Evangelium vom „ungerechten Verwalter“ und sagte dabei u. a., daß auch jeder von uns — und keiner wisse, zu welcher Stunde — den Ruf hören würde: „Gib Rechenschaft

von deiner Verwaltung!“ und daß die Abrechnung eine umso strengere sein werde, je mehr Gnaden man hinieden empfangen habe. Es sei heute der erste Sonntag im Monat, also der Tag der monatlichen Geisteserneuerung und der Vorbereitung auf einen guten Tod. Dazu biete uns die Kirche an diesem Tage (2. August) die unschätzbare Gnade des Portiunkula-Ablasses an; alle sollten trachten, denselben wiederholt zu gewinnen, sowohl für sich, wie für die armen Seelen, von denen uns viele so nahe stünden, wie unsere verstorbenen Mitbrüder, Eltern, Geschwister, Verwandte und Wohltäter usw.

Diese Worte machten auf uns alle einen tiefen Eindruck. Den ganzen Tag sah man die Brüder in heiligem Ernst und tiefer Sammlung ihre Kirchenbesuche machen, um der Gnade des vollkommenen Ablasses teilhaftig zu werden, und mancher mochte sich dabei im stillen denken, es sei wohl dieses Jahr das letztemal, daß ihm diese Gnade angeboten würde, denn die Stunde, da der Herr zu ihm komme, sei nahe. Tatsächlich traf diese Ahnung bei einem unserer Brüder ganz buchstäblich ein.

Tags darauf arbeitete ich wie gewöhnlich im Garten und ich war eben mit mehreren anderen Brüdern damit beschäftigt, in der Nähe der Gartenhütte Gemüse einzupflanzen, als wir plötzlich ein furchtbares Wagengerassel vernahmen und gleich darauf vier Pferde mit dem leeren Heuwagen in gestrecktem Galopp davonrasen sahen; ein paar schwarze Arbeiter eilten dahinter her. — Was war geschehen? Bruder Paulus, einer unserer Novizen, sollte, wie er das schon oft getan hatte, Heu einfahren. Eben hatte er mit Hilfe eines zweiten Bruders und einiger schwarzer Arbeiter, die ihn begleiten sollten, die vier Pferde eingespannt und bestieg nun den Wagen, um von den ziemlich hoch gelegenen Stallungen gegen die Pforte zu fahren. Leider kamen die Pferde an der abschüssigen Stelle rasch in einen munteren Trab, und zu allem Unglück ist in der Nähe der Pforte, wo der Weg eine scharfe Krümmung macht, eine querlaufende Rinne, bestimmt, das Regenwasser abzuleiten, das sonst von der Höhe aus gerade gegen die Pforte zulaufen würde. Hier nun gab es dem Wagen einen scharfen Stoß, der arme Bruder verlor das Gleichgewicht und fiel herunter. Wohl stand er sogleich wieder auf, um den nun schon gewordenen Pferden nachzurennen, brach jedoch schnell zusammen; denn er war unfähig, sich länger aufrecht zu halten, geschweige denn zu gehen.

Rasch wurde er ins Krankenhaus gebracht; Bruder Alexius, unser Krankenwärter, konstatierte eine schwere innere Verletzung, ein Gutachten, welches der von Pinentown herbeigerufene englische Arzt leider nur bestätigen konnte. Der Zustand des guten Bruders, der trotz aller Schmerzen mit Abrechnung eines kurzen Ohnmachtsanfalles immer bei vollem Bewußtsein war, schien in hohem Grade bedenklich, weshalb man ihm noch im Laufe des Vormittags die hl. Sterbesakramente spendete. Gleich nach der Hochmesse begaben sich die Chorreligiosen in Prozession von der Kirche nach dem Krankenhause. Rev. P. Ephrem, sein Novizenmeister, hatte ihn bereits beichtgehört; die hl. Begehrung wollte der Kranke nicht mehr empfangen, weil er an dem gleichen Tage schon zur hl. Kommunion gegangen war. — „Christus ist in mir!“ rief er mit einer Lebendigkeit des Glaubens, wie ich es nie gehört hatte, — so blieb demnach dem Oberrn nichts übrig,

als die Spendung der letzten Delung und die Erteilung des Sterbeablasses.

Alle, die zu ihm kamen, bewunderten die edle Gesinnung des guten Bruders. Er wollte in seiner Demut gar nicht haben, daß dauernd jemand in der Nähe sei, ihn zu bedienen; er meinte, er sei dies gar nicht wert. Nur die Gegenwart seines Beichtvaters und Novizenmeisters war ihm offenbar ein großer Trost. Er legte seine Hand in dessen Rechte und sprach: „Ich sterbe gern! Gottes Wille möge geschehen; ich hoffe, bald zu meinem lieben Heiland zu kommen. Dort oben ist es schöner als hier. . . Dann gab er noch die besten Grüße auf an seine gute Mutter und an die Schwestern in der Heimat, denen er mit rührender Liebe zugetan war. „Schreiben Sie ihnen“, sagte er, „daß ich im Himmel für sie beten werde. . . Die Schwestern sollen fromm und gut leben und im Kloster bleiben. Bei jedem Stundenschlag wiederholte er die Worte: „Schon wieder um eine Stunde dem Grabe näher!“ — „Dem Himmel“, forrigierte ihn der Beichtvater, eine Bemerkung, die ein sanftes Lächeln auf seinem ruhigen, gottergebenen Antlitz hervorrief. Dazwischen verrichtete er kurze Schutzgebete wie: „Mein Jesus, alles aus Liebe zu dir!“ Offenbar hatte er dies schon in gesunden Tagen fleißig geübt und war es ihm nun zur löblichen Gewohnheit geworden.

Gegen Mittag wurde er immer stiller und ruhiger. Wir hielten es anfangs für eine leichte Besserung, doch gegen 3 Uhr nachmittags traten schon die Zeichen des nahen Endes ein. Er starb still und friedlich, wie er gelebt, und kurz darauf verkündeten die Glocken, daß einer aus unserer Mitte die ernste Reise in die Ewigkeit angetreten. Nach dem Abendessen wurde die Leiche prozessionsweise in die Kirche getragen, wo nun bis zum Augenblick der Beerdigung immer zwei unserer Religiosen oder Brüder betend Wache hielten. Dienstag, den 4. August, fand in der Frühe ein levitirtes Requiem für den Verbliebenen statt, und da der Verwesungsprozeß ungewöhnlich früh eintrat, wurde er noch am gleichen Tag um die Mittagszeit nach dem ungemein schönen und ergreifenden Ritus des Zisterzienserordens zur letzten Ruhe bestattet.

Die ganze Gemeinde nahm den innigsten Anteil an dem traurigen Schicksal des armen Bruders. Schon am Montag, den 3. August, stiegen, sobald der Obere im Kreuzgang die Notiz anheftete: „Bruder Paulus ist schwer verunglückt und wird dem Gebete der Gemeinde empfohlen“, zahllose Gebete für ihn zum Himmel auf. Am nächsten Morgen las jeder unserer Priester für ihn die hl. Messe und die übrigen opferten die hl. Kommunion für ihn auf. Weitere Pflichtgebete bei jedem Todesfall sind in unserem Orden: Jeder Professpriester des Klosters liest für den Verstorbenen drei hl. Messen, jeder Religiose rezitiert den Psalter, jeder Konversbruder 150 Miserere oder Pater noster. Dazu kommen dann noch die Gebete unserer 400 Missions-schwestern, von denen jede eine hl. Kommunion und eine hl. Messe aufzuopfern hat, die Gebete anderer Klöster unseres Ordens und die ungezählten freiwilligen Opfer, Gebete und Fürbitten, die für den Verbliebenen dargebracht werden. Ich erwähne dies, um unseren geehrten Lesern zu zeigen, wie reich so ein armer Trappistenbruder im Tode ist. Das sind Schätze, die übers Grab hinausreichen, und alle irdischen Glücksgüter weit aufwiegen.

Der bürgerliche Name unseres verstorbenen Br. Paulus ist Franz Großbrabenreiter. Er war geboren

am 30. November 1874 zu Großramig, Kreis Steyr, in Oberösterreich, und trat am 25. April 1907 in unser Missionskloster ein, wo er vom Anfange an zu unseren bräutlichen und hoffnungsvollsten Novizen zählte. Der Herr hat ihn uns genommen, doch wir hoffen, an ihm einen Fürbitter im Himmel bekommen zu haben. Mein stiller Herzenswunsch aber ist der: es möge mancher brave Jüngling, der diese Zeilen liest und den Beruf zum hl. Ordensstande in sich fühlt, den Entschluß fassen, nach Mariannhill zu kommen, um hier Gott ebenso treu zu dienen, wie es unser Br. Paulus † getan hat. Das walle Gott! —

Die Waldanlage in Mariannhill.

Von Rev. P. Anselm, O. C. R.

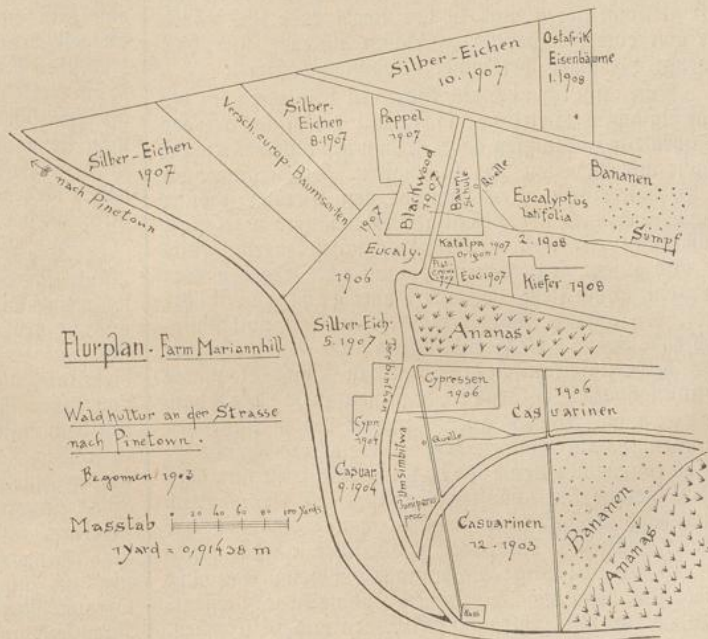
Kommst du, mein lieber Leser, von der Hafenstadt Durban oder von Pieter-Maritzburg her nach Mariannhill, so wirst du auf der bequemen Straße, die von der Bahnstation Pinetown zum Kloster führt, zur linken Hand eine ganz beträchtliche Waldanlage bemerken. Die Pflanzung ist noch jung, wurde doch mit deren Anlage erst im Dezember 1903 begonnen. Große Waldbäume kannst du also darin noch nicht finden, wohl aber Stämme von 20 bis 30 Fuß Höhe, die schon einen höchst wohltuenden Schatten gegen die afrikanische Sonne bieten. Ferner wirst du unter den vielen fremden, meist tropischen und subtropischen Bäumen ganze Reihen europäischer Waldbäume antreffen, welche dir hier auf afrikanischem Boden, wo so etwas nur höchst selten zu sehen ist, doppelt anheimelnd vorkommen werden.

Doch ich will dem Berichte nicht vorgreifen, sondern die Genesiss der hiesigen Waldanlage hübsch der Ordnung nach erzählen. Nutzen und Zweckmäßigkeit einer solchen hatte man schon längst erkannt, denn besseres Nutzholz muß hier größtenteils vom Auslande bezogen werden. Der Katalpflanze entlang wächst fast nur Buschholz, weiter nach innen fehlt auch dieses, und erst in den nordwestlichen Grenzgebieten findet sich in schwer zugänglichen Schluchten der Hochwald. Als Notbehelf hatten wir daher sowohl in Mariannhill wie auf sämtlichen Stationen kurz nach deren Gründung die hier ganz vorzüglich wachsende Bläuhwattle angepflanzt. In Ezenstochau, Mariazell und Lourdes legte man außerdem größere und mannigfaltigere Waldbepflanzungen an, und gegen Schluß des Jahres 1903 erhielt ich von meinen Obern den Auftrag, den gleichen Versuch im Mutterhaus Mariannhill zu machen.

Mit großer Freude machte ich mich sofort an die Arbeit, ohne damals zu ahnen, wie viele und große Schwierigkeiten damit verbunden sein sollten. Im September 1903 säte ich im Mariengarten Samen für Casuarinen- und Cypressenbäume. Letzterer ging nicht auf, mit Casuarinen aber bepflanzte ich die erste Waldparzelle hart an der Pinetower Straße in der Nähe des Stores. Dorthin verlegte ich im November ge-

nannten Jahres auch meine Samenbeete. Zuerst stellte ich die mit Erde gefüllten Blechbüchsen — denn in solchen werden hier der vielen Ameisen wegen die ersten Sämlinge gezogen — unter einem großen, weitästigen Feigenbaume auf. Hier waren sie wohl gegen die brennende Sonnenhitze geschützt, litten dagegen bei Regenwetter sehr von dem von allen Blättern und Zweigen abträufelnden Wasser, weshalb ich nach und nach das gewaltige Astwerk immer mehr zuzufügte und zuletzt den ganzen Baum fällte, zumal da ich inzwischen für meine Sämereien viel bessere Vorrichtungen getroffen hatte.

Im Dezember 1903 begann ich die oben genannten Casuarinenpflänzchen auszusteden und machte zugleich einen Fahrweg vom Gartentore aus bis in das hinter der Neuanlage befindliche Feld hinein. Damit hatte ich nun aber meine liebe Not. Die jungen Pflänzchen brauchten in dem sandigen Boden viel Wasser. Nun



war mir aber nur ein einziger Schuljunge als Gehilfe beigegeben, und ich selbst mußte damals in der Mission verschiedene Aushilfe leisten. So kam es, daß manches zarte Bäumchen in der afrikanischen Sonnenhitze verdorrte.

Im folgenden Jahre (1904) pflanzte ich rechts von der Gartenstraße 4500 Silber-Eichen und 3000 Casuarinen, nämlich 1000 der ganzen Länge der soeben erwähnten Straße entlang und 2000 auf der gegenüberliegenden Seite. Dazu folgte im Mai 1904 eine Pflanzung von Silbereichen der Pinetower Straße entlang bis zur Grenze unserer Farm.

Im Januar 1905 machte ich sodann die ersten Versuche mit 4 Reihen Kampferbäumen, einer Reihe Zinniperus (hochstämmiger Wacholder), Umsimbiti (feines, auf der einen Seite gelb, auf der andern schwarzbraun gefärbtes einheimisches Holz, aus dem die Kaffern mit Vorliebe ihre hübschen Spazierstöcke machen), einer Reihe Kiefer Canariensis und 500 europäischen Eichen. Leider wurden die Kiefern teilweise von den Hasen abgefressen, auch hatten sie viel von den Ameisen zu leiden.

In den folgenden Jahren wurden teils die schon vorhandenen Anlagen vergrößert, teils Versuche mit neuen Baumarten gemacht. Ich erwähne nur die Katalpas, Kampferbäume, Palmen, Datteln (der Same hiezu wurde mir von unserer damaligen Station Neuköln in Deutsch-Ostafrika zugesandt), Mangos und Avocabirnen, Oliven- und Brotbäume. Desgleichen ließen wir von Berlin (Firma Späth) mehrere Sorten europäischer Bäume kommen, hatten aber damit nur geringen Erfolg. Buchen, Birken und verschiedene Nadelbäume kamen gar nicht durch; offenbar war ihnen das heiße Klima zu heiß. Besser gediehen die Ahornbäume, Ulmen, Wallnuß und Haselnüsse; auch die gewöhnlichen Kasanien kamen durch, nicht aber die Koffkastanie. Jedoch beruhen diese Angaben nur auf einem einmaligen Versuche und zwar in Mariannhill; möglich, daß wir damit auf mancher unserer Stationen, unter gewissen Umständen selbst in Mariannhill bessere Resultate erzielen könnten. Auch ein Baum muß sich erst akklimatisieren, und in der Regel habe ich, sobald ich von einem importierten Baum Ableger oder hier erzeugten Samen bekomme, gewonnenes Spiel.

Nun muß ich noch ein Wörtchen beifügen über die mannigfachen Hindernisse, mit denen ich bei der Waldkultur zu kämpfen habe. Schon der bloße Samen macht mir zuweilen viel zu schaffen. Da bekomme ich z. B. von einem alten Freunde von Europa schönen Samen verschiedener, prächtiger Waldbäume zugesandt. Ich mache mir nun meine Blechbüchsen zurecht, fülle sie mit gutem, fruchtbarem Humus und lege den Samen ein. Doch siehe, der eine Same geht gar nicht auf, der andere kommt, recht schön, fast vollzählig. Ich habe meine helle Freude daran. Da — ein einziger recht heißer, afrikanischer Sommertag — und alle meine hoffnungsvollen Pflänzchen beginnen zu welken und sterben ab. Wieder andere trotz der afrikanischen Sonnenhitze und wachsen, daß es eine wahre Freude ist, — da kommt der kleine Feldhase und frisst mir über Nacht gerade die schönsten Seglänge ab. Namentlich Blackwood ist für diese grauhaarigen Spitzbuben die reinste Leckspeise. Noch viel gefährlicher als der Feldhase ist für eine junge Waldanlage die weiße Ameise (Termite), denn diese hat hier in Südafrika ihre eigentliche Heimat und zählt nach Millionen und Milliarden. Nur wenige Sorten, wie z. B. das soeben genannte Blackwood, verschonen sie, sobald sie aber bei einem jungen Bäumchen merken, daß ihnen der Saft schmeckt, so zernagen sie nicht nur die Wurzeln, sondern fressen auch in die Rinde zwei bis drei Zoll vom Boden aus einen förmlichen Ring bis hinein aufs nackte Holz. Natürlich stirbt der Baum, nachdem der Saft durchgefressen ist, ab, weil kein Saft mehr von der Wurzel nach oben kommen kann.

Viel Trubel macht uns auch das wilde, üppig aufschießende Gras. In Südwestafrika fällt nämlich die Regenzeit mit dem Hochsommer zusammen. Im November, Dezember und Januar gibt es Wochen, wo es fast jeden Tag mehr oder weniger regnet, sodaß das ganze Gartenland überreich bewässert ist. Kommt nun dazu die tropische Hitze, wie man sie um diese Zeit hier findet, so beginnt alles zu sprossen und zu treiben, daß es für einen Nordländer einfach ganz unglaublich klingt. Namentlich schießt hier Gras und Unkraut in die Höhe, daß es alles andere überwuchert, falls man nicht beständig mit der Fähtacke dahinter ist. Auch unsere jungen Bäumchen würden einfach in

dem wilden, oft mannhohen Gras verkümmern und ersticken, wenn nicht während der Sommerszeit 4 bis 5mal gejätet würde. Bei größeren Bäumen ist dies allerdings nicht mehr nötig. Die Jätarbeit wird von unseren schwarzen Schuljungen besorgt; sie nennen das shlakula. Dabei wird nicht tief gehackt, sondern nur die Oberfläche vom Gras gereinigt; denn wird der sandige Boden zu sehr gelockert, so wird alles Erdreich mit fortgeschwemmt durch die häufigen, schrecklichen Gussregen. Afrika ist überhaupt das Land der Extreme. Fünf bis sechs Monate hindurch fällt vielleicht kein Tropfen Regen. Der Himmel über dir ist wie ebern, die Erde unter deinen Füßen hart wie ein Stein, alles schreit und lechzt nach Regen. Endlich kommt er, doch in einem Uebermaße, daß der Schaden oft größer ist, als der Nutzen. Innerhalb zwei bis drei Tagen zeigen die Regenmesser zuweilen 18 bis 20 Zoll Regensfall. Wehe nun den schwachen, kaum eingewurzelten Pflänzchen! Erbarmungslos werden sie von dem endlos strömenden Wasser ausgerissen und fortgeschwemmt und finden wohl teilweise im nahen Indischen Ozean ihr nasses Grab. Doch nicht nur das; so ein wolkenbruchartiger Regen reißt schreckliche Löcher, oft förmliche Flußbette in den sandigen Boden, und hat man sie nach wochenlanger Arbeit mühsam gefüllt, so kann es passieren, daß in der kommenden Nacht ein neuer Regenguß die ganze Arbeit zwecklos macht und alles wieder mitfortreißt. —

„Wie?“ wird nun mancher Leser erstaunt fragen, „läßt sich denn unter solchen Umständen überhaupt noch eine Waldkultur betreiben? Bleibt bei so vielen und so großen Hindernissen noch die geringste Aussicht auf Erfolg?“ — Ich gestehe, ich muß über die Resultate, die ich mit Gottes Hilfe in der kurzen Zeit von kaum fünf Jahren trotz allem und allem schließlich doch erzielte, selber staunen. Am deutlichsten reden in solchen Fällen immer die nackten Zahlen. Ich habe nun gegenwärtig (Juli 1908) auf etwas über 20 Acres 8500 Silberleichen, 1500 europäische Eichen, 5600 Casuarinen, 2000 Eukalyptus, 800 europäische Kiefern, 500 Fächerkronen (gutes Wagnerholz), 300 ostafrikanisches Eisenholz, 500 Cypressen, 200 Katalpa (von Oregon, Nordamerika), 100 Juniperus procera, 120 Kampferbäume, über 150 Umsimbiti (einheimisch), 100 Pappeln, 30 Kautschukbäume, einige Oliven- und verschiedene europäische Bäume, sodaß der Gesamtbestand zur Stunde doch schon 20 000 junge Bäume aufweist. Darunter haben einige Sorten schon eine ganz respectable Größe und Höhe. So finden sich z. B. unter den Casuarinen, einem aus Australien eingeführten Nadelbaum, zweijährige Stämme mit 3½ Zoll Durchmesser und 18 Fuß Höhe, dreijährige mit 4 Zoll Durchmesser und 25 Fuß Höhe, endlich vierjährige, deren Stamm am Erdboden 5 bis 5½ Zoll Durchmesser hat und eine Höhe von mehr als 30 Fuß aufweist. Ähnliche, zum Teil noch günstigere Maßverhältnisse kommen bei den Eukalyptus, den Silberleichen und der Bläkwatt vor. Unter den Silberleichen findet man vielfach Stämme, die im vierten Jahr einen Durchmesser von 6 bis 7 Zoll und eine Höhe von 23 bis 25 Fuß haben. Dreijährige weisen einen Durchmesser von 4 bis 5 Zoll, zweijährige einen solchen von 3 bis 3½ Zoll bei einer respectable Höhe von 15 bis 18 Fuß auf. Von Eukalyptusbäumen haben wir verschiedene Sorten. Am besten und schönsten gerieten unter allen Sorten die sogenannten

grünen Eukalyptus. Hier hat bei vierjährigen Pflanzungen der Stamm einen Durchmesser von 8 bis 9 Zoll und eine Höhe von 35 bis 40 Fuß. Bei anderen Sorten ist die Höhe noch beträchtlicher, dagegen ist der Stamm bedeutend dünner. Besonders erwähnt sei auch noch das hier vielgepflanzte Blackwood; es kommt an Härte dem Olivenbaume gleich und hat den weiteren Vorzug, daß er von der Termiten-Ameise nicht benagt wird. Von zweijährigen Stämmen haben einzelne schon einen Durchmesser von 2½ bis 3 Zoll und eine Höhe von 12 Fuß und darüber.

Damit glaube ich, mein geehrter Leser, in flüchtig gezeichneter Skizze dir einen kleinen Einblick in die hiesige Waldkultur gegeben zu haben. Ich habe dir redlich alles erzählt, nicht nur die Hindernisse, sondern auch die Erfolge unserer diesbezüglichen Versuche. Vielleicht bist du ein gelehrter Förster oder Förstersohn, oder hast sonst praktische Erfahrungen im Waldbau, und wandelt dich obendrein gar noch die Lust an, hieher zu kommen und tüchtig mitzuhelfen, — gut, du sollst mir als lieber Mitarbeiter herzlich willkommen sein! Ich selber bin jetzt schon alt und werde wohl bald sterben, somit hast du die schönste Aussicht, bald „Oberförster“ zu werden. In Afrika ist es allerdings hübsch heiß, doch hier, im Walde, findest du kühlen Schatten, und manch' schönes, buntgefiedertes Vögelein singt dir sein lustiges Liedchen vor. Auch ein kleines Märchen habe ich beigelegt, da kannst du dir schon auf dem Wege hieher deine Pläne machen; dergleichen findest du darauf notiert, wo eine Quelle zu finden ist, sowohl die jungen Bäumchen zu begießen, wie den eigenen Durst zu löschen. Also, was du tun willst, tue bald!

Ein neues Missionskirchlein.

Lourdes. — Am 30. Mai lfd. Js. wurde auf unserer am kleinen Zbiša gelegenen Katecheseinstelle ein neues Kirchlein dem gottesdienstlichen Gebrauche übergeben. Rev. P. Apollinaris, Rektor und Missionär von Lourdes, nahm im Auftrage des Hochwürdigsten Herrn Bischofes unter zahlreicher Beteiligung der beiden Ordensgemeinden die kirchliche Benediktion vor. Von den umwohnenden Schwarzen aber hatten sich nicht nur alle Christen und Katechumenen, sondern auch eine ungemein große Zahl von Protestanten und Heiden eingefunden. Möglich, daß mancher von ihnen durch pure menschliche Neugierde herbeigeführt wurde, denn solch' eine Feier gab's eben nur selten zu sehen, viele jedoch brachten der Sache selbst das regste Interesse entgegen. Beweis hiefür ist uns die Tatsache, daß der sonntägliche Gottesdienst daselbst, der gegenwärtig von unserem schwarzen Priester, P. Julius Mbele, abgehalten wird, sich eines zahlreichen Besuches erfreut. Desgleichen berechtigt die dortige am 27. Juni 1907 eröffnete Tagesschule zu den schönsten Hoffnungen.

Die neue Kirche steht auf einem hochgelegenen Plateau, ist auf viele Stunden im Umkreis sichtbar und wurde ausschließlich von schwarzen Arbeitern aus Basaltsteinen hergestellt.

Die kirchliche Feier begann gegen 10 Uhr. Zuerst vollzog P. Rektor unter Assistenz der Pater Josef und Augustin die feierliche Benediktion der neuen Missionskirche. Als spezieller Schutzpatron war vom derzeitigen Missionsobern der hl. Franziskus Xaverius,

der große Heidenmissionär, gewählt worden. Dann folgte ein levitiertes Hochamt, wobei P. Marzellin als Diakon und Julius Mbele als Subdiakon fungierte. Es war für alle Anwesenden ein tiefergreifender Augenblick, als auf das Wandlungswort des Priesters unser Herr und Heiland zum erstenmal wahrhaft, wirklich und wesentlich hier, im Heidenlande, auf diesen Opferaltar herniederstieg. Wer mag auch alle die vielen und innigen Bitten zählen, die in diesem hochfeierlichen Momente aus den Herzen aller anwesenden Christen zum Himmel stiegen? Sie alle flehten in erster Linie um Gottes besonderen Schutz und Segen für das neu-eröffnete Missionsfeld und alle seine Bewohner, von denen die einen erst kürzlich den christlichen Glauben annahmen, während die anderen noch im Katechumenate stehen oder gar noch dem Heidentume angehören. Die Bedauernswertesten sind übrigens die der Härteste und dem Indifferentismus verfallenen Seelen, welche leider auch hier zu finden sind. In der begeisterten Ansprache, die P. Rektor hielt, legte er in erster Linie die Gründe dar, weshalb gerade hier ein neues katholisches Gotteshaus errichtet worden sei, und führte sodann näher aus, in welcher Weise alle von der neuen Gnadenquelle den denkbar besten Gebrauch machen könnten. Die aus überzeugungsvollem Herzen kommenden Worte machten augenscheinlich auf viele der Anwesenden den tiefsten Eindruck. — Nach einer kurzen Pause, die nun folgte, fand die kanonische Errichtung des hl. Kreuzweges statt.

Ja, es war ein herrliches Fest, das wir in wahrhaft gehobener Stimmung miteinander begingen. Dazu war die seltene Feier vom denkbar prächtigsten Wetter begünstigt, und für die leiblichen Bedürfnisse sorgten in hinreichender Weise unsere braven Missions-schwester.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß wir in St. Xaver der hochherzigen Opferwilligkeit eines edlen Wohltäters auch eine drei Zentner schwere Glocke zu verdanken haben. Dieselbe ist allerdings schon 174 Jahre alt, allein deshalb fällt sie ihren Platz doch vollkommen aus, und wir wünschen nur, daß sie hier, im Heidenlande, ebenso viele Jahre ihre ehrene Stimme erschallen lasse, und jung und alt, Christen und Heiden, zur Kirche rufe, wie draußen im christlichen Europa. O, wenn doch die geehrten Leser unseres Blattes wüßten, welch' einen Schatz hierzulande der Missionär an einer Glocke hat!

Ein neues Missionsfeld.

Von Rev. P. Emmanuel.

(Schluß.)

Lourdes. — Schon längst hatte Rev. P. Apollinaris, Rektor der Missionsstation Lourdes, den guten Leuten im Zbifital versprochen, sie einmal zu besuchen, doch stets kam ein neues Hindernis dazwischen. Jetzt aber duldet der projektierte Kirchenbau keinen weiteren Aufschub mehr. Man setzte den 30. März als unabänderlichen Termin fest, und die Katechumenen vom Zbiši schickten schon Tags zuvor einen Führer nach Lourdes, den Hochw. P. Missionär abzuholen.

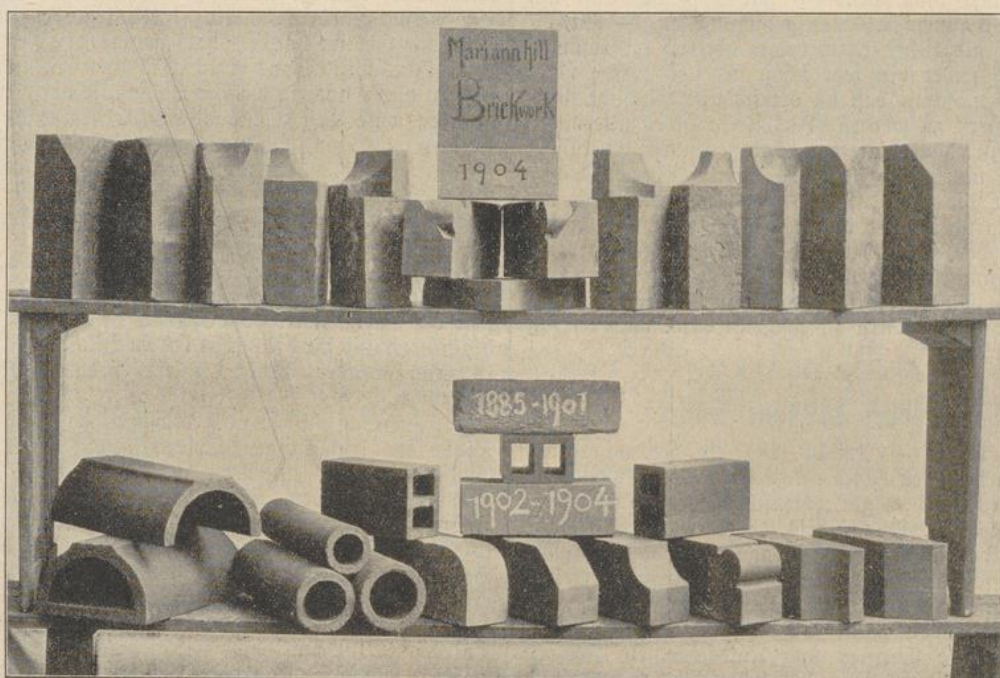
Kaum jaudte die Sonne ihre goldenen Strahlen über die hohen Berge herüber, da saßen wir — denn ich war im Bunde der dritte — schon im Sattel, und flugs ging es im flotten Trab zunächst der Fahrstraße entlang dem Christendorfe zu. Es war ein herrlicher Morgen. Aus den umliegenden Kraals stiegen leichte

Rauchwolken auf, muntere Kaffernjungen trieben das Vieh aus der Zibaba, welches sodann in gemessenem Schritt talabwärts flog, im nahen Bach den frischen Morgentrunke zu nehmen. Nur ein paar Ziegenböcke wollten ihre eigenen Wege gehen und nebenbei einen kleinen Zweikampf ausfechten, wurden aber vom wachsamem Hirten und seinem Hund rasch zur Ordnung gerufen.

Als wir an Dumisa, unserer Tageschule, vorbeikamen, läutete eben das klangvolle Glöcklein zum Unterricht, und kurz darauf sah man auf den schmalen Kaffernpfaden schwarzbraune, mit Schiefertafel und Griffel bewaffnete Knaben und Mädchen der Schule zueilen, denn der schwarze Lehrer ist ein gar gestrenger Herr und weiß stramm Ordnung zu halten. Eine halbe Stunde darauf kamen wir an unserer Station Gmaus vorbei. Wie schön hoben sich doch die roten Ziegelbauten von dem dunkelgrünen Hintergrunde mit seinen

Nach fünfstündigem, strammem Ritt machten wir an einem schattigen Bergabhange Halt, sattelten die Pferde ab und ließen sie in dem saftigen Grase weiden. Es war ein trautes, einzig schönes Fleckchen Erde, wo wir uns gelagert hatten. Zur Rechten lag das weite Zibital, mit all seinen Hütten, Feldern und Wäldern offen vor uns da, zur Linken aber schweifte unser Blick bis hinüber zum fernen Umzimkulu. Vor uns gähnte eine tiefe Schlucht und im Anschlusse daran erhob sich eine mächtige, weit in die Lande schauende Bergkuppe, die mit tausendjährigem Urwald dicht bestanden war. Unwillkürlich kam mir dabei das Lied des Dichters in den Sinn, das ich in den heimatischen Bergen und Wäldern so oft gesungen:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch meine Stimm' erschallt.“



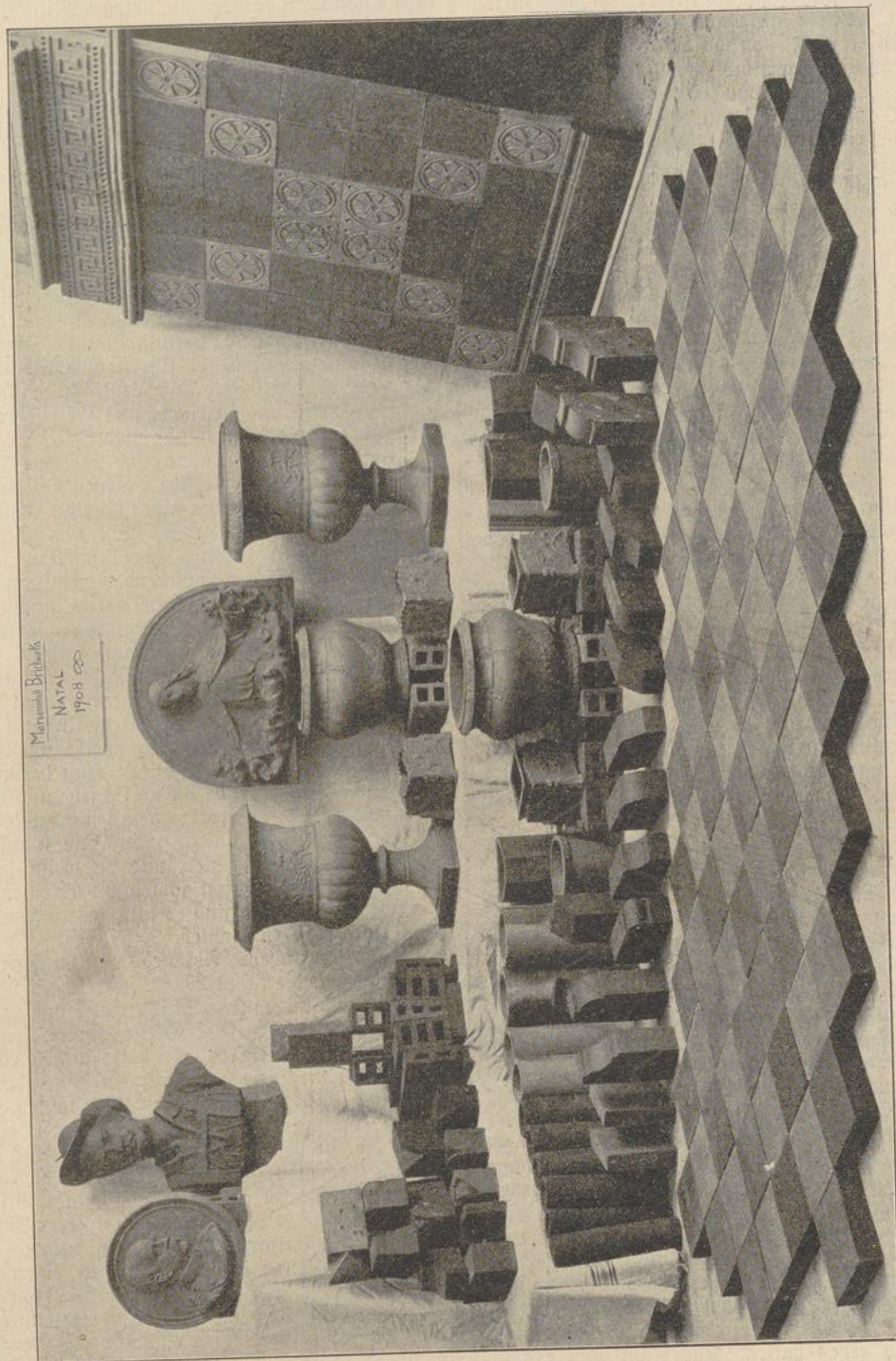
Ziegelei in Mariannhill.

üppig aufsprossenden Blädwattelpflanzungen ab! Nebenan zeigten große, wohlbebaute Felder, daß eine kundige, emsig schaffende Hand hier tätig sei. Doch wir hielten uns nirgends auf, da wir noch einen weiten Ritt vor uns hatten.

Der Weg wurde jetzt etwas schlechter, ja manchmal mußten wir sogar absteigen und unsere Köhlein am Zaume nachführen, und zuweilen mußten wir froh sein, wenn sie uns überhaupt noch folgen konnten. Inzwischen stieg die afrikanische Sonne immer höher, und bald drang uns der Schweiß aus allen Poren. Je weiter wir kamen, destomehr staunte uns das neugierige Kaffernvolk an. Manchmal standen die kleinen und großen Kinder wie die Orgelpfeifen aufgespielt vor ihren Hütten; kamen wir dann näher, so zogen sich manche schleunigst zurück, sodaß man nur noch die schwarzen, rollenden Augen und das kleine Stumpfnäschen von ihnen sehen konnte.

Aus voller Brust sang ich hier das herrliche Lied, und ein wundervolles Echo wiederholte von Vers zu Vers die deutschen Laute, die gewiß zum erstenmale hier erklangen. Große Geier flogen kreischend über uns hinweg dem nahen Urwald zu. Dann kamen gegen 20 heidnische Kaffernweiber, die Brennholz gesammelt hatten, aus dem Wald hervor. Jede trug einen großen, sicherlich über einen Zentner schweren Holzbündel auf dem Kopf, und schritt so, eine schön hinter der andern, auf schmalen Fußpfad ins Tal hinab. Zuletzt erschien noch ein kleiner Kaffernbub' im reinsten Adamskostüm auf dem Plane, starrte die fremden, bärtigen Gäste mit den langen, weißen Kleidern verwundert an und umkreiste sie unter höchst mißtrauischen Blicken in einer Entfernung von sicherlich zehn Metern. Näher zu kommen, schien ihm nicht ratjam.

Nun sattelten wir wieder unsere Pferde und rüsteten uns zum Aufbruch. Nochmals sandte ich einen Blick



Töpterei in Mariannhill.

hinauf zum hohen Walddesdom, von Gottes Meisterhand geschaffen. „Lebe wohl!“ rief ich ihm zu, „lebe wohl, du schöner Wald!“ — „Schöner Wald!“ lautete das freundliche Echo. — Bald führte uns der Weg durch wogende Mais- und Amabele-Felder, die dem Reifen nahe waren. Mitten im Acker hatten die Schwarzen kleine Hütten errichtet, von wo aus das junge Weibervolk vom frühen Morgen bis zum späten Abend fleißig Aussicht hielt, ob sich nicht etwa ein Schwarm hungerriger Vögel auf dem Felde niederlasse. Diese Hütten gestatten nur eine sitzende Stellung. Kommt nun so ein besflügelter Dieb daher, so erhebt die Wächterin ein unbändiges Geschrei und ruht nicht, bis sich der ungebetene Gast entfernt oder auf des Nachbarn Feld niederläßt.

Gegen 3 Uhr nachmittags waren wir endlich am Ziel, bei der Katechistenstelle unseres Magnus Goshio. Hier fanden wir weit über hundert Personen versammelt. Die Freude der guten Leute war groß. Sobald sie unser ansichtig wurden, bildeten sie ein Spalier; einer der Katechumenen eilte zur „Pumani“ und fing aus Leibesträften zu läuten an, während ein anderer seiner Trompete mächtige Töne entlockte. Kurz, man hätte glauben können, es gelte den Empfang eines Bischofes.

Eine Viertelstunde später versammelte sich alles in der Missionskapelle. Sogar der Onkel des regierenden Chies Lenzana fand sich dabei ein; er selbst war durch Krankheit am Erscheinen verhindert. Es begann die Katechese, wobei ich mich nicht genug wundern konnte, was diese Katechumenen, die nur einen schwarzen Katecheten zum Lehrer hatten, in der kurzen Frist von kaum einem Jahr schon alles gelernt hatten. P. Apollinaris gab ihnen zuletzt noch verschiedene praktische Winke, warnte sie vor gewissen Gefahren und begeisterte sie zu neuem Eifer für die katholische Religion. Dann forderte er auch mich auf, einige Worte an die Versammlung zu richten, was ich mit Freuden tat.

Nach dem Unterricht wurden nachträglich einige Gräber eingeseget, auch ließ ihnen der P. Missionär eine größere Quantität Weihwasser zum frommen Privatgebrauch zurück. Einige Christen aber, die auch herbeigeeilt waren, benützten mit Freuden die Gegenwart des Priesters, um ihre Herzen wieder im hl. Bußgericht zu reinigen. Mittlerweile kamen von zwei ganz entgegengesetzten Plätzen Boten mit der Meldung, zwei kleine Kinder heidnischer Eltern lägen am Sterben, man möge kommen, sie zu taufen. Sofort machten wir uns auf den Weg; P. Apollinaris ging nach Norden, ich nach Süden. Wir fanden die Kinder wirklich schwer krank und taufte sie. Das von P. Apollinaris getaufte starb noch in der nämlichen Nacht, das meinige ein paar Tage später. Zurückgekommen, beteten wir an den Gräbern der Verstorbenen, die Magnus in Todesgefahr getauft hatte, unser Brevier. Das währte natürlich geraume Zeit, und die Heiden und Katechumenen, die uns von ihren Hütten aus genau beobachteten, wunderten sich höchlich darüber, daß die weißen abakundisi so lange mit ihrem Gott zu reden hatten. Uns selbst aber ergriff eine eigentümlich feierliche Stimmung, zumal beim Klange des Ave-Glökchens, das seine reinen, silberhellen Töne in diese noch halb heidnische, halb protestantische Gegend hinausandte, über die jetzt ein ungemein stiller, friedlicher Abendhimmel gelagert war.

Als es schon zu dunkeln begann, nahen zwei Männer, von denen jeder eine Ziege an der Hand führte, mit der Frage, ob sie die beiden Tiere für uns schlachten dürften. Wir lehnten jedoch das freundliche Anerbieten dankend ab. Etwas Milch und Butterbrot, das uns später serviert wurde, genügte uns vollkommen.

So war es 9 Uhr abends geworden, doch unser Tagewerk war noch nicht zu Ende. Die guten Leute dachten heute an keinen Schlaf, auch wollten sie die günstige Gelegenheit, die lang ersehnten weißen Missionäre zu sehen und zu sprechen, nach Kräften ausnützen. Die angesehensten Männer besprachen sich mit P. Apollinaris über den geplanten Kirchenbau, viele Kirchenlieder recht hübsch singen, ich fügte ihrem freich-fröhlichen Gesangsunterricht. Sie konnten schon viele Kirchenlieder recht hübsch singen, ich fügte ihrem Wissensschatz noch das eine und andere hinzu und bereitete ihnen dadurch eine unglaubliche Freude. Bevor wir es ahnten, war es 11 Uhr nachts geworden. Jetzt aber war es hohe Zeit, die Leute zu entlassen, und auch wir legten uns in einem uns speziell reservierten Kraal tief ermüdet zur Ruhe nieder.

Um 5 Uhr morgens weckte uns das liebe Ave-Glöklein. Nach versolviertem Morgen-Offizium gingen wir mit einigen Männern zum Bauplatz. Wir staunten nicht wenig über die große Zahl von Steinen, die bereits gebrochen waren; für den Bau selbst gab P. Apollinaris noch verschiedene Anweisungen.

Als wir uns eben zur Heimreise anschickten, kam Gedeon, ein schwarzer protestantischer Prediger vorbei. Er stellte sich vor „Pumani“, dem Glöklein, das auf einem hübschen Glöckensstuhl prangte, — der Platz selbst war von unsern Katechumenen in einem Umkreise von fünf Meter von allem Unkraut gereinigt worden, — auf, sah es eine Weile schweigend an und sprach sodann: „Diese Glöde muß herunter, muß weg! Sie ärgert mich, so oft ich sie sehe und höre!“ — P. Apollinaris erwiderte gelassen: „Mein guter Freund, da kommst du zu spät. Die Glöde bleibt! Wir sind jetzt einmal hier, und du weißt selbst, daß sich die ama-Romas nicht so leicht vertreiben lassen!“ Mit finsternem Gesicht ging er fort, seinen Leuten geistlichen Unterricht zu erteilen.

Nach herzlichem Abschied von unsern braven Katechumenen, die kaum Worte fanden, für den ehrenvollen Besuch zu danken, brachen wir auf und kamen nach kurzem Ritt an der Stelle vorbei, wo Gedeon seinen Unterricht erteilte. Er hatte soeben eine kleine Pause gemacht. Diese nun benützten seine getreuen (?) Schäflein, um schleunigst zu uns zu laufen. Sie begrüßten uns aufs herzlichste und versicherten uns wiederholt, sie seien über unsere Ankunft keineswegs böse, im Gegenteil, sie freuten sich sehr darüber. Der Prediger selbst aber würdigte uns keines Blickes und dürfte jedenfalls den Seinigen nach unserer Entfernung eine gehörige Strafpredigt gehalten haben.

Wir wollten auf dem Heimweg einen kürzern Weg wählen, hatten aber dabei wenig Glück; denn wir kamen in schauerliche Täler und Schluchten hinein, sodaß wir kaum mehr einen Ausweg wußten. Erst spät am Abend langten wir in unserem lieben Bourdes an.

Möge auch fernerhin Gottes Segen auf diesem neuen Missionsfelde ruhen, denn diese braven Leute im Jbisi-Tal sind uns ordentlich ans Herz gewachsen. Vor allem Eines tut uns not: neue, tüchtige Mitarbeiter im schönen Werke der Mission.

Töpferei in Mariannhill.

Nachdem es unserm Bruder Servulus Dütsch von Zapfenborn, Oberfranken, einem Autodidakten in seinem Fach, gelungen war, in seiner Ziegelei nicht nur tabellose Ziegelsteine in den mannigfachen Formen (siehe Abbildung Seite 248) herzustellen, sondern auch Drainier-Rohre, Hohlziegel, Deckensteine, Platten für Bodenbeleg und Wandbekleidung usw., wagte er sich auch an die ersten Versuche in der Töpferei.

Bruder Nivard, der ihm bei all dem als Ratgeber zur Hand ging, hatte von einem befreundeten Engländer gebrauchsfertige Gypsformen zu einer Garten-Vase nach antikem Muster erhalten. Sie besitzt Kelchform, ist mit dem Fuß 65 cm hoch, weist am Becher flache Ornamentierungen auf und am Rande einen Eierstab. Fuß und Becher werden getrennt hergestellt; die Form des ersteren besteht aus zwei, die des letzteren aus drei Teilen. Später erhielt er von demselben Freunde die Form zu einer 35 cm hohen tübelförmigen Blumen-Vase, fünfteilig im Modell, mit leichten Ornamentierungen an der Ausbauchung; endlich eine Form zu kleinen, viereckigen mit Eichenlaub u. verzierten Blumentöpfen. (Siehe Abbildung Seite 249.)

Nach kurzer Zeit beherrschte Bruder Servulus sein neues Fach soweit, daß er nun in einem gewöhnlichen Ziegelfeuerofen bei einem Einsatz von 70 000 Mauerziegeln zugleich recht hübsche Garten-Vasen und Blumentöpfe herzustellen vermag. Allerdings setzt das eine volle Kenntnis des schwer zu bearbeitenden Materials und eine genaue Regulierung der Feuerung voraus. Gewöhnlicher Lehm, zumal wie er sich in hiesiger Ziegelgrube vorfindet, eignet sich nämlich für solche feinere Arbeiten wenig; dagegen haben wir hier eine Sorte Ton, die sich wie Terra-cotta verarbeiten und brennen läßt. Sie findet sich allerdings nur in einer dünnen Schicht und liegt ziemlich tief, weshalb sie mit großer Sorgfalt gesammelt und zubereitet werden muß. Zuerst wird sie auf einem Feinwalzwerk und Thonschneider entsprechend zubereitet, sodann auf mehrere Wochen in die Mautgrube gesetzt und endlich mit Vorsicht in die Gypsformen gestrichen.

Die so gewonnenen Vasen wurden bisher weder glasiert noch bemalt, sondern einfach als Terra-cotta im gewöhnlichen Ziegelfeuer gebrannt. Geht die Sache nach Wunsch voran, so gedenken wir im Laufe der Zeit einen eigenen Töpferofen einzurichten; gewisse Vorarbeiten hierzu sind bereits gemacht. Auf der Drehscheibe wurde bisher noch nichts hergestellt.

Vielleicht gelangen diese Zeilen in die Hände eines Keramikers (Töpfers), der Lust hat, sich und seine Kunst in den Dienst unserer afrikanischen Mission zu stellen. Er soll uns hochwillkommen sein! An schöner, lohnender Arbeit soll es ihm wahrlich nicht fehlen.

Stephan, der kleine Missionär.

Von Schw. Innocentia.

(Schluß.)

So verlebte der prächtige Junge drei Jahre mit ganz ausgezeichnetem Eifer in unserer Missionschule. Am Feste Mariä-Empfängnis 1903 ging er mit engelgleicher Andacht zum erstenmal zum Tische des Herrn. Es war dies buchstäblich der schönste Tag seines Lebens. Seine Sammlung und Andacht konnte mit der eines hl. Moysius verglichen werden. Zu genanntem Heiligen trug Stephan überhaupt eine große

Verehrung, und im folgenden Jahre hielt er als das erste unserer schwarzen Kinder die sogenannten sechs Moysiussonntage.

Gerade damals öffnete ihm aber auch der Herr, der wußte, daß Stephan nur noch ein einziges Lebensjahr vor sich habe, ein Arbeitsfeld, wie sich der Kleine kein besseres und schöneres hätte wünschen können. Das kam so:

In der Tageschule zu Ngua war ein gewisser Christian als Lehrer angestellt. Christian war ein geborener Redner; wie Wasser floß ihm das Wort vom Munde, sodaß ihm und seinen Zuhörern die Katechese ein Hochgenuß war. Ein großer Gelehrter aber war er nicht; schon das bloße Lesen und Schreiben fiel ihm schwer. Deshalb gab ihm unser P. Missionär den kleinen Stephan als Gehilfen zur Seite. Damit war beiden Teilen geholfen. Christian, der ernste, hochgewachsene Mann, war der eigentliche Schulmeister, hielt Zucht und Ordnung aufrecht und erteilte in patriarchalischer Weise den christlichen Unterricht; sein kleiner Gehilfe aber lehrte die Kinder lesen und schreiben und übte mit ihnen die Katechismusfragen ein. So lebten und wirkten die beiden zusammen wie „Abraham und Isaak“. Zuweilen kamen beide nach St. Peter zurück und setzten sich hier zur Ergänzung ihrer Kenntnisse mitten unter die übrigen Schüler auf die Schulbank, eine Bescheidenheit, an der ich mich jedesmal höchlichst erbaute.

So kam das Jahr 1905 heran. Die Regenzeit setzte damals mit ungewöhnlicher Stärke und Festigkeit ein, was selbst unter den Schwarzen viele Krankheitsfälle zur Folge hatte. Unsere beiden Katecheten machten trotz der Ungunst der Witterung ihre gewohnten Missionsgänge, und Gott allein weiß, was sie in Sturm und Regen und bei dem mühevollen Wandern und Klettern, zumal über die glatten Abhänge des berühmten Masindeberges, zu leiden hatten.

Da, als sie eines Samstags wieder von der harten Tour heimkehrten, meldete sich Stephan, der kleine Missionär, krank. Er tat es jedoch mit einer Bescheidenheit und Einfachheit, daß niemand an eine ernstliche Gefahr dachte. Doch schon nach wenigen Tagen zeigte es sich, daß sich der gute Junge infolge starker Erkältungen die tödliche Ruhrkrankheit zugezogen hatte; wenige Tage genügten, die Kräfte des sonst so frischen und munteren Knaben zu brechen.

Stephan erkannte die drohende Gefahr zuerst und ließ daher den P. Missionär zu sich bitten. „Vater“, sagte er, „ich werde bald sterben; ich fühle das, und möchte daher heute noch beichten, damit ich reinen Herzens und ohne Furcht vor Gott hintreten kann.“ Nach der Beichte erschien ihm der Tod willkommen wie ein Engel, der ihn zu Gott führen sollte.

Erstaunt fragten ihn seine früheren Mitschüler: „Wie, Stephan, du willst jetzt schon sterben? Nein, du mußt noch viel zum Heile anderer wirken, drum wollen wir fleißig um deine Wiedergenesung beten!“ Er aber entgegnete: „Ich freue mich, daß ich jung sterben darf, und vielleicht kann ich vom Himmel aus mehr für meine Mitbrüder tun, als hier auf Erden.“

P. Missionär zögerte noch mit der Spendung der hl. Sterbesakramente; er konnte und wollte es gar nicht glauben, daß er den guten, hoffnungsvollen Knaben jetzt schon verlieren sollte. Da jedoch die Krankheit von Tag zu Tag schlimmer wurde, entschloß er sich zuletzt dennoch dazu. Mit Tränen in den Augen

schmückte ich selbst das Krankenzimmerchen meines 16. Schülers, damit der liebe Heiland mit Ehren einkehre, um ihn zu stärken für die letzte, große Reise. Alle unsere Schulkinder begleiteten das hochwürdigste Gut. Der Knabe empfing mit rührender Andacht die hl. Wegzehrung und die letzte Selung. Er lag so still und so geduldig da und sah nun voll Vertrauen und Hoffnung seiner Auflösung entgegen. Als ihn der Priester vor Erteilung der Generalabsolution fragte: „Bist du bereit, mein Kind, dein junges Leben zu opfern für die Befreiung deiner Stammesgenossen, besonders jener von Ngua, denen du selber den Katechismus gelehrt hast?“ antwortete er mit sichtlicher Erregung: „Ja, mein Vater, ich bin bereit, wenn es so der Wille Gottes ist!“ Kein Auge blieb tränenleer. — Tatsächlich traten bald nach Stephans Tod 15 Kinder, die er in Ngua unterrichtet hatte, als Katechumenen in die Missionschule von St. Peter ein und haben inzwischen alle die hl. Taufe erhalten.

Ueber die letzten Stunden unseres braven Schülers nur noch wenig: Als ich für immer von ihm Abschied nahm und ihm die letzten Grüße und Aufträge für den Himmel mitgab, sagte er mit gebrochener Stimme: „Schwester, ich habe dir viel zu verdanken; im Himmel oben will ich für dich beten!“ — O, der gute Knabe! Mit dem Gold ewiger Fürbitte am Throne Gottes bezahlt er mir nun die geringen Dienste, die ich ihm hienieden erweisen konnte! Stephan war überhaupt ein dankbarer Knabe. „Vergelt's Gott!“ pflegte er für jeden, auch den kleinsten Liebesdienst zu sagen. „Vergelt's Gott!“ stammelte er auch noch, als er vor Todeschwäche kaum mehr reden konnte.

Seine kleine Gabelfeligkeiten verschenkte er an die ihn umstehenden Mitschüler, für jeden eine kleine Ermahnung beifügend. Gegen 4 Uhr morgens seines Sterbetages raffte er seine letzten Kräfte zusammen, richtete sich in sitzende Stellung auf und sprach zu seinem heidnischen Vater, der vor Schmerz und Kummer ganz gebrochen vor seinem Lager saß: „Vater, mein lieber Vater, ich habe Gott gesucht, und ich habe ihn gefunden. Jetzt gehe ich mit Freunden zu ihm! Ach, guter Vater, laß dich doch mit der Mutter und all' meinen lieben Geschwistern auch unterrichten und taufen, damit wir einst im Himmel wieder zusammenkommen. Außerdem sind wir für immer von einander getrennt!“ —

Doch der Vater gab ihm die trostlose Antwort: „Wie soll ich Gott lieben, der mir das Liebste nimmt, was ich auf Erden besitze?“ — Sein Herz war eben voll von übergroßem Leid. Ich gebe jedoch die Hoffnung nicht auf, daß auch für ihn die Stunde schlagen wird, da er sich auf die Fürbitte seines Sohnes hin zu Gott befehrt.

Nun ließ der sterbende Knabe sein todmüdes Köpfchen auf das Strohlissen sinken und sprach fortan kein Wort mehr. Seine Augen dagegen waren unablässig auf das Kreuzifix gewendet, das in seiner Nähe stand. Lange, schwere Atemzüge sagten uns, daß er mit dem Tode ringe. Wir verrichteten zusammen die kirchlichen Sterbegebete. Endlich, gegen 1 Uhr mittags hatte er ausgelitten und gesellte sich seine reine, mit so vielen Tugenden und Verdiensten geschmückte Seele den Engeln zu. Es war Freitag, den 18. August 1905.

Als das Totenglocklein läutete, versammelten wir uns mit den Schulkindern in der Kirche, für den Dahingegangenen zu beten. Doch vor Schmerz versagte uns allen die Stimme; man hörte nur Weinen und

Schluchzen. — Später brachten die Knaben Blumen und Kränze in Mengen herbei, Sarg und Leiche des geliebten Mitschülers zu schmücken. Auf den schwarzen Lockenkopf setzten sie ihm einen Kranz aus frischen Rosen. Dann wurde er auf seinem Blumenbett in die Kirche getragen. Er lag so sanft und friedlich da, als schlummere er in seligen Träumen. Der Landesitte gemäß ließen wir den Sarg offen stehen.

Am nächsten Morgen fand in Gegenwart der Leiche ein feierliches Requiem statt. Den Betrag hiefür hatte Stephan ausdrücklich aus seinem Spargeld erlegt. Hierbei nahm der Gesichtsausdruck des lieben Knaben, dessen Leiche mitten unter den Sängern stand, einen immer seligeren Ausdruck an, sodaß er buchstäblich etwas Verklärtes, Engelgleiches an sich hatte.

Unmittelbar darauf trugen ihn die Schulknaben zum frischen Grabe. P. Missionär hielt ihm eine herrliche Grabrede, wobei er die bekannte Stelle der hl. Schrift zum Vorwort nahm: „Früh vollendet hat er viele Jahre erreicht. Seine Seele war Gott wohlgefällig; darum beruhte er sich, ihn von hinnen wegzunehmen.“ Weisheit 4, 13.

Der gute Knabe ist nicht mehr; auch ich habe seitdem mein ostafrikanisches Missionsfeld verlassen, doch das Andenken an Stephan, den kleinen Missionär, wird mir unvergeßlich bleiben für mein ganzes Leben.

Kirchliche Benediktion einer Tageschule.

Von Schw. Engelberta.

Czenstochau. — Am 18. Februar 1905. Es freute uns der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Heinrich Delalle O. M. I. ganz unerwartet mit seinem Besuch. In seiner Begleitung waren die Lazaristenpater Henry, der kurz zuvor in Durban und P. Mariburg eine Volksmission abgehalten hatte, sowie Dr. Kolbe, der langjährige Redakteur des „Catholic Magazine“, aus Capetown. Sie wurden von unseren schwarzen Christen, speziell den zahlreichen Schulkindern, mit hellem Jubel empfangen. Der Hochwürdigste Herr Bischof war ungemein leutselig.

Am nächsten Tag machten die hohen Gäste unserm, etwa eine Viertelstunde von der Station entfernten Christendorfe einen Besuch. Von allen Seiten strömte zahlreiches Volk herbei, und unser ehrw. Vater Gerard ersuchte den Hochwürdigsten Herrn Bischof bei diesem Anlasse, die neuerrbaute Tageschule einzuweihen, wozu sich Se. Gnaden sofort mit Freunden bereit erklärte.

Wie die geehrten Leser des Vergißmeinnicht wissen, befinden sich fast auf allen unseren Missionsstationen größere oder kleinere Kostschulen (die Engländer nennen sie Boarding schools), wo die Kinder nicht nur Unterricht und Erziehung, sondern auch vollständige Verpflegung erhalten. Dieses System ist allerdings in hohem Grade kostspielig, denn da heißt es Tag für Tag für Hunderte von Kindern den Tisch decken usw., sie brauchen Kleidung und Wohnung und vieles andere. Doch bei einer Neugründung in einer ganz heidnischen Gegend läßt sich das kaum vermeiden; denn was nützt es, wenn die Kinder unter Tags auf ein paar Stunden den christlichen Unterricht besuchen und dann wieder zurückkehren in den alten heidnischen Kraal mit all' seinen sittlichen Gefahren?

Mit der Zeit gestalten sich die Verhältnisse allerdings günstiger. Je zahlreicher die Eingeborenen sich bekehren, desto mehr nimmt die ganze Gegend einen

spezifisch christlichen Charakter an; heidnische Sitten und Gebräuche verlieren sich immer mehr, und die Kinder solcher Neuchristen brauchen, falls nicht ganz besondere Umstände es erheischen, nicht in unsere Kostschule zu kommen, sondern können recht wohl der Obhut der eigenen Eltern überlassen werden. So ist es jetzt auch in Gzenstochau. Es wachsen hier eine Menge Kinder heran, deren Eltern seinerzeit die hiesige Missionschule besuchten. Letztere ist allerdings noch keineswegs überflüssig geworden, denn viele unserer Kinder kommen von auswärts oder haben noch heidnische oder protestantische Eltern, die sich dem Katholizismus gegenüber ablehnend verhalten. Für die anderen aber, das heißt für die Kinder katholischer Eltern, auf der eigenen Farm, genügt eine bloße Tagesschule.

Herrn Vater Gerard ließ daher für dieselben mitten in dem freundlichen Christendorf, auf schöner luftiger Höhe, neben schattigen Springabäumen, eine eigene Schule bauen. Der Bau ist allerdings recht einfach, doch vollkommen seinem Zweck entsprechend; eine Reihe spiegelblanker Fenster sorgen für das nötige Licht, ein dichtes Strohdach und eine ringsherumlaufende Veranda für eine wohlthuende Kühle. Desgleichen ist für die Innenausstattung hinreichend gesorgt.

Heute aber am Tage ihrer kirchlichen Benediktion durch den hochwürdigsten Herrn Bischof, war sie samt dem schmucken, properen Christendorf aufs feierlichste mit Kränzen, Guirlanden und flatternden Fähnchen geziert. Eine Masse Volk, alle unsere großen und kleinen Schulkinder, sowie die Brüder und Schwestern hatten sich zu der seltenen Feier eingefunden, und der von Rev. Father Baldwin trefflich geschulte Sängerkorchor gab eine Reihe hübscher Gefänge zum besten. Rev. Father Henry aber, ein passionierter Photograph, beeilte sich, die interessante Gruppe in seiner Camera obscura zu vereinigen.

Nach der Benediktion der Schule begab sich der hochwürdigste Herr Bischof in das äußerst niedliche Heim unserer schwarzen Lehrerin Laurentia und nahm dort ein bescheidenes Frühstück ein. Sobald er sich wieder dem Volke zeigte, drängte es sich von allen Seiten herbei und jedes wollte von dem hohen und doch so überaus freundlichen Herrn persönlich gesegnet sein. Eine Mutter brachte ihr krankes Kindchen herbei, damit er es segne, in der stillen Hoffnung, es möchte ihm dies wieder zur Gesundheit verhelfen. Der Bischof willfahrte ihrem Wunsche, doch damit hatte er sich eine schöne Arbeit aufgeladen! Denn im Nu eilten alle Mütter schleunigt nach Hause, um ebenfalls ihre Kleinen und Kleinsten dem hochwürdigsten Herrn zum bischöflichen Segen zu repräsentieren. Der liebevolle Prälat hatte seine helle Freude daran und wurde nicht müde, jedes einzelne zu segnen, ihm die Hände aufzulegen und den Ring zum Kusse zu reichen.

Es war dies eine sehr liebliche Szene, und der allgemeine Jubel darüber erfüllte noch nach vielen Stunden das ganze Christendorf. Unser Wunsch aber ist, daß der Segen des hochwürdigsten Herrn Bischofes sowohl in der neuen Tagesschule wie im ganzen Christendorf reichliche Früchte trage in jeder Beziehung.

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J. Fegfeuer.

Am 2. November gedenkt die Kirche „aller armen Seelen“. An diesen Tagen wird mehr für

sie gebetet, wie das ganze Jahr, damit sie aus dem „Fegfeuer“ erlöst werden.

Die Protestanten glauben nicht an dasselbe. Sie sagen: Das Fegfeuer ist unbiblisch und unvernünftig.

Wir antworten darauf mit P. Brors in seinem „Modernes ABC“ Folgendes:

Wissen Sie, lieber Freund, was das Fegfeuer nach katholischer Lehre ist? Haben Sie wirklich Bibel und Vernunft zu Rate gezogen, um zu erfahren, ob sie in Einklang stehen mit der katholischen Lehre über das Fegfeuer, oder dieselbe verurteilen? Wenn Sie das bejahen, dann fürchten wir, sind Sie gar zu vorschnell und oberflächlich gewesen.

Nach katholischer Lehre ist das endliche Los der Menschen nach diesem Erdenleben für die ganze Ewigkeit ein zweifaches: entweder eine ewige namenlose Seligkeit im Besitze Gottes, oder eine ewige unbegreifliche Unglückseligkeit im Verworfensein von Gott; mit anderen Worten: Himmel oder Hölle. Zur Letzten werden unabänderlich sofort bei ihrem Tode diejenigen verstoßen, welche mit schwerer Sünde belastet als Feinde Gottes aus diesem Leben scheiden. Für diejenigen aber, welche von schwerer Sündenschuld rein und mit der heiligmachenden Gnade Gottes geziert als seine Freunde aus diesem Leben scheiden, ist für die ganze Ewigkeit der Himmel gesichert. Allein sofort in den Himmel eingehen, in die nächste Nähe Gottes kommen und an seiner Seligkeit teilnehmen können nur diejenigen, welche ganz rein, auch vom geringsten moralischen Flecken frei sind. Gottes Heiligkeit und Reinheit ist zu groß, als daß der geringste Flecken im Himmel Platz haben könnte. Nun gibt's aber so viele Seelen, die nicht so böse sind, daß sie als Feinde Gottes verworfen zu werden verdienen, aber doch noch mit kleinen Makeln behaftet vor Gottes Angesicht treten: wohin sollen diese? Diese müssen erst völlig gereinigt werden, um dann in den Himmel einzugehen. Bis das geschehen ist, sind sie im Zustand der Reinigung, im Reinigungsorte oder dem sogenannten Fegfeuer. Ueber die Art der Leiden hat die Kirche eine Glaubensentscheidung nicht erlassen; daß es aber große Leiden sind, folgt aus der Natur der vom Körper getrennten Seele und dem Zwecke der Leiden. — Wo ist da nun etwas Vernunftwidriges?

Und unbiblisch sollte es sein? Wie? Fordert nicht die hl. Schrift auf, für die Verstorbenen zu beten, auf daß sie von ihren Sünden erlöst werden? (2. Macch. 12, 46). Für die Heiligen des Himmels hat man nicht mehr zu beten, für die Verworfenen auch nicht, da es ihnen nichts nützt; also muß eine Mittelklasse da sein, — im Reinigungsorte. Und spricht nicht die hl. Schrift von Solchen, die zwar beim Gerichte noch selig werden, aber „wie durch Feuer“? (1. Cor. 3, 15). Was bedeutet das anderes, als einen Durchgang durch eine schmerzhafteste Reinigung, durch ein zeitweiliges Fegfeuer? Unbiblisch und unvernünftig ist also das kath. Fegfeuer keineswegs. Wer das Fegfeuer leugnen würde, könnte ein katholischer Christ nicht sein.

Ein freundlich Angesicht, dazu ein freundlich Wort, Willkommen jederzeit sind sie an jedem Ort.

St. Josephsgärtchen.

Auf der Flucht nach Aegypten.

Abseits von ihrem Wege schimmerte der heiligen Familie durch die Nacht ein Licht entgegen. Es kam von der Hütte eines räuberischen Stammes und hing an einem Baume, um Reisende anzulocken. Der Weg war stellenweise abgegraben; auch waren Schnüre mit Schellen darüber gespannt, um daranstoßende Wanderer in der Hütte anzumelden.

Da sah ich plötzlich einen Mann mit fünf Gefellen die hl. Familie umringen. Sie kamen in böser



N. Barabino's Madonna „Quasi Oliva in Campis“
nach dem Original in Sampierdarena.

Gesellschaft für christl. Kunst, München.

(Reproduktionen aller drei Bilder im „Josephsgärtchen“ sind von der „Gesellschaft für christl. Kunst“, München, in verschiedenen Größen und prachtvoller Ausführung zu beziehen.)

Absicht. Als sie aber das Kind erblickten, sah ich einen leuchtenden Strahl wie einen Pfeil ins Herz des Mannes dringen, der nun seinen Gefellen befahl, diesen Leuten kein Leid anzutun. Maria sah diesen Strahl auch. Der Räuber brachte die hl. Familie nach seinem Hause und erzählte seiner Frau, wie sein Herz bewegt worden sei. Die Leute waren anfangs ganz scheu, was doch sonst ihre Art nicht war, doch näherten sie sich nach und nach und stellten sich um die heilige Familie, die in einem Winkel Platz genommen hatte. Einzelne Männer gingen ab und zu, und die Frau

brachte Maria kleine Brote, Früchte, Honigwaben und Becher mit Getränk; auch räumte sie ihr ein kleines Gewölbe ein, wohin sie ihr eine Mulde mit Wasser brachte, um das Jesukind zu baden. Sie trocknete ihr auch die Windeln am Feuer.

Der Mann war so bewegt, daß er zu seinem Weibe sagte: „Dieses hebräische Kind ist kein gewöhnliches Kind; bitte die Frau, daß wir unser aussäsiges Kind in seinem Badewasser waschen dürfen; vielleicht wird es ihm helfen. Als das Weib ihre Bitte der hl. Jungfrau vorbringen wollte, empfing sie, noch ehe sie es getan, von Maria die Weisung, ihren aussägigen Knaben in diesem Wasser zu waschen, das nach dem Bade des Jesukindes viel klarer war, als zuvor. Der Knabe war etwa dreijährig und starzte von Ausfall. Er wurde auf den Armen liegend, herbeigetragen. Wo das Wasser ihn berührte, fiel der Ausfall wie Schuppen auf den Grund der Mulde von ihm nieder. Der Knabe war plötzlich rein und genesen.

Die Mutter war darob fast außer sich vor Freude und wollte Maria und das Jesukind umarmen. Maria aber hielt abwehrend die Hand vor und ließ weder sich, noch ihr Kind berühren. Sie sagte aber der Frau, sie sollten einen Brunnen graben tief bis auf Steingrund und dieses Wasser hineingießen; dann könnten sie dasselbe immer zu diesem Zwecke gebrauchen. Maria sprach noch länger mit ihr und erhielt von ihr das Versprechen, bei erster Gelegenheit diesen Aufenthalt zu fliehen.

Es kamen während der Nacht noch andere Gefellen der Räuber; sie waren alle voll ehrerbietiger Scheu gegen die hl. Familie, was um so auffallender war, als sie während der Nacht mehrere andere Leute, welche das Licht zur Hütte gelockt hatte, gleich festnahmen und tiefer in den Wald in eine Höhle trieben. Hier hatten sie ihre eigentliche Niederlage; der Eingang war ganz versteckt und über ihr ein Dickicht. Hier war alles im Ueberfluß: Kleider, Teppiche, Fleisch, Ziegen, Schafe und noch viel anderer Raub. Ich sah auch geraubte Knaben von 7–8 Jahren von einem alten Weibe gehütet, welches in der großen Höhle wirtschaftete.

Am frühen Morgen reiste die hl. Familie weiter. Der Räuber und sein Weib versahen sie mit Nahrungsmitteln und begleiteten sie an den vielen Gruben vorüber eine Strecke Weges. Als sie mit vieler Nahrung Abschied nahmen, sagten sie zur hl. Familie die merkwürdigen Worte: „Gedenket unser, wo ihr auch hinkommt!“

Bei diesen Worten hatte ich ein Bild, daß der geheilte Knabe der gute Schächer geworden, der am Kreuze zu Jesus sprach: „Gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Die Frau ist später bei den Leuten wohnhaft geworden, die um den Balsamgarten sich ansiedelten. (Fortf. folgt.)

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Im zwölften Lebensjahre empfing Anna Katharina zum erstenmale die hl. Kommunion. Seit dem Tage der Taufe fand sich ihre Seele so mächtig vom heiligsten Sakramente angezogen, daß sich in dessen

Nähe ein wunderbares Gefühl von Freudigkeit und Segen selbst ihrem Leibe mittheilte. Nie war sie im Gotteshaus, ohne von ihrem Engel begleitet zu sein und in seiner Anbetung des hochwürdigsten Gutes das Vorbild zu erblicken, mit welcher Ehrfurcht sich der sterbliche Mensch demselben zu nahen habe.

Ueber die Herrlichkeit und Größe seiner Geheimnisse war sie in Gesichten unterwiesen und vom Heiland selbst belehrt worden; und dies hatte sie mit einer Ehrfurcht vor dem Priestertum der Kirche er-

Feindes herrührten, und zwar in unbedachten Augenblicken, wenn ich mich nicht in der Gegenwart Gottes hielt, oder in einen Fehler unvorsichtig einwilligte. Ich habe darum nie an einen bloßen Zufall glauben können. Gott ist immer unser Schutz und Helfer, wenn wir uns nicht von ihm entfernen; sein Engel steht uns immer zur Seite, aber wir müssen mit unserm Willen und Handeln uns seiner Obhut würdig machen."

Besonders während der Nacht suchte er sie durch Gepolter, durch Schreckgestalten, ja durch Schläge und Mißhandlungen vom Gebete abzuhalten. Sie fühlte sich manchmal mit eiskalten Händen gepackt, in die Höhe gehoben und zu Boden geschleudert. Wurde sie darüber auch von einem unwillkürlichen Schrecken erfaßt, so geriet sie doch nicht außer Fassung, sondern setzte ihr Gebet um so eifriger fort, womit sie den Feind zum Weichen brachte. Sie trat an dieselbe Stelle, an der sie von ihm mißhandelt worden war, und sprach: „Warum soll ich dem Feinde weichen? Du Elender sollst mich nicht vertreiben! Du hast keinen Anteil an mir und sollst mir das Beten nicht entleiden!“

„Der Weg nach der Kirche führte mich über einen Zaun, über welchen ich auf Pfählen hinüberschreiten mußte. Da ich einmal am St. Franziskustag früh morgens an die Stelle kam, fühlte ich eine große, dunkle Gestalt, die mich zurückhalten wollte. Ich rang mit ihr, bis ich endlich durchkam, blieb aber ohne Angst und fürchtete den Feind nicht. Immer tritt er mitten in den Weg und will, daß man seinetwegen Schleichwege machen solle; allein dazu soll er mich nicht bringen!“ (Fortsetzung folgt.)

Kinder im Segfeuer.

Als die hl. Perpetua nach vielen Martern verurteilt war, von wilden Tieren zerrissen zu werden und mit anderen im Gefängnisse lag, hatte sie ein Gesicht über ihren Bruder Dinocrates, der als ein Kind von sieben Jahren gestorben war. Sie erzählt das Gesicht mit folgenden Worten: „Als wir alle im Gebete waren, hörte ich eine Stimme, welche den Namen meines verstorbenen Bruders Dinocrates nannte, daß ich für ihn beten sollte, was ich auch tat. Die folgende Nacht hatte ich nun im Kerker dieses Gesicht: Ich sah Dinocrates aus einem dunklen Orte, wo noch mehrere andere waren, heraustreten, erhigt, atemlos und mit Schweiß bedeckt. Sein Gesicht war blaß, schmutzig und blutete noch aus der Wunde, an welcher er gestorben war. Seine Wangen waren von einem Krebsgeschwür zerfressen, so daß er fürchterlich anzu-



Fra Angelico's Engeltanz.

Gesellschaft für christl. Kunst, München.

fällt, daß seiner Würde nichts auf Erden ihr vergleichbar schien. Kniete sie vor dem Altare, so wagte sie vor Andacht nicht, um sich zu blicken. Aug' und Herz hasteten am Allerheiligsten, mit vertraulicher Innigkeit sprach sie zum Sakrament und sang ihm an den Festtagen die Hymnen der Kirche; und wenn sie pflichtgemäß ferne weilte, wandte sie sich beim nächtlichen Gebet unwillkürlich nach der Himmelsgegend hin, wo sie den Tabernakel einer Kirche wußte.

Auf dem Wege zur Kirche hielt sie an Kommunionstagen ihre Augen geschlossen, damit kein Gegenstand sie berühren und die Sammlung des Geistes stören möge. Sie war nur von dem einen Verlangen erfüllt, sich Gott ganz und vollkommen zu schenken und seinem Dienste alle Kräfte des Leibes und der Seele zu weihen. Oberberg bezeugt:

„Anna Katharina hat bei der ersten hl. Kommunion nicht viel von Gott ersleht; sie betete vornehmlich dafür, daß er sie zu einem recht guten Kinde machen möge, daß er sie ganz so werden lasse, wie er sie haben wolle. Sie gab sich Gott ganz und ohne Rückhalt hin.“

Je mehr das wunderbare Gnadentkind an innerer Vollkommenheit wuchs, desto mehr hatte es aber auch von den Nachstellungen des bösen Feindes zu leiden. Es waren das zunächst leibliche Gefahren. Sie erzählte hierüber:

„Ich bin als Kind und auch später sehr oft in Lebensgefahren gewesen, aber durch Gottes Hilfe daraus errettet worden. Es ist mir hierüber oft die innere Weisung gegeben worden, daß solche Gefahren nie aus blindem Zufall gekommen sind, sondern daß sie durch göttliche Zulassung von den Nachstellungen des bösen



Maria, die Königin aller Heiligen, v. M. Schiefel.

Gesellschaft für christl. Kunst, München.

sehen war. Zwischen mir und ihm war eine große Kluft, welche mich hinderte, zu ihm zu kommen. Neben ihm war ein Brunnen voll Wasser, der Rand aber viel höher als er, obwohl er sich auf die Fußspitzen stellte, um zu trinken. Ich war sehr betrübt, daß der Knabe nicht trinken konnte und wachte auf. Ich verstand, daß mein Bruder noch leide, aber hoffte, ihm Linderung verschaffen zu können. Ich betete daher für ihn die ganze Zeit, bis wir ins Lager geführt wurden; denn wir waren für die Schauspiele bestimmt, welche dem Kaiser Geta zu Ehren im Lager gegeben werden sollten. Ich fuhr fort zu beten und zu flehen Tag und Nacht. An dem Tage, wo wir gegeißelt wurden, hatte ich wieder ein Gesicht. Ich sah jetzt den dunkeln Ort, wo ich Dinocrates erblickt hatte, erleuchtet. Der Knabe war mit einem schönen Kleide angetan, sein Leib war frisch und sauber. Die Wunde in seinem Gesichte war geheilt und man sah nur noch eine Narbe. Der Rand des Brunnens war so niedrig, daß der Knabe das Wasser leicht erreichen konnte; auf dem Rande stand auch eine Schale voll Wasser. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, lief er vom Brunnen hinweg, um zu spielen, wie es Kinder machen.“ So die hl. Perpetua.

Bei andern Kindern im Fegfeuer haben wir weniger ausführliche, aber doch einige Nachrichten. Die ehrwürdige Franziska vom heiligsten Sakramente erzählt von einem vierzehnjährigen Mädchen, welches ins Fegfeuer kam, weil es nicht ganz ergeben in Gottes Willen gestorben war. Die gottselige Lindmayr hatte einer Neffen namens Ignaz, der in einem Alter von nur vier Jahren starb. Nach einigen Tagen erschien ihr derselbe ganz traurig, mit einem schlechten Röcklein bekleidet. Gott offenbarte ihr, daß der Knabe schon verständig genug gewesen sei, um einiges Böse zu tun. Sie betete für ihn und am folgenden Tage trug ihn sein Schutzengel in den Himmel. Sie erblickte auch viele andere Kinder zwischen vier und sieben Jahren im Fegfeuer.

Der Priester und der Bettler.

Seit einer Reihe von Jahren erschien pünktlich jeden Tag vor einem Kirchenportale zu Paris ein alter Bettler, den jedermann unter dem Namen Jacques (Jakob) kannte. Stets war er ernst und düster, sprach fast kein Wort und selbst wenn man ihm Almosen reichete, dankte er nur mit einer leisen Neigung des Kopfes. Unter den Lumpen, mit denen er bekleidet war, sah man auf seiner Brust ein goldenes Kreuz.

In derselben Kirche pflegte ein junger Geistlicher, Abbé Paulin de . . . , täglich seine heilige Messe zu lesen und ermangelte nie, wenn er in die Kirche ging, dem armen Jacques eine kleine Gabe zu reichen. Sprosse einer vornehmen, reichen Familie, hatte sich der Abbé dem lieben Gott als Priester gewidmet und verwendete sein ganzes Einkommen auf gute Werke. Ohne ihn näher zu kennen, hing der alte Bettler sehr an ihm.

Eines Tages fehlte Jacques an seinem gewohnten Plage und da seine Abwesenheit länger währte, fürchtete der Abbé, es möchte ihm etwas zugestoßen sein und erkundigte sich nach seiner Wohnung, um einmal nach ihm zu sehen.

Er erfuhr sie leicht, und eines Morgens, nachdem er seine heilige Messe gelesen, begab er sich in das Haus, wo Jacques wohnte. Man wies ihn in eine

Dachkammer des sechsten Stockes. Er klopfte an der Thür; eine schwache Stimme rief: „Herein!“ Der Priester trat ein.

Er fand den Bettler krank in seinem Bette oder vielmehr auf einem dürftigen Strohlager. Er sah bleich aus und die Augen waren erloschen.

„Ah, Sie sind es, Herr Abbé,“ sagte er zu dem Priester, als er ihn wahrte. „Das ist recht freundlich, daß Sie zu einem so elenden Menschen kommen, wie ich es bin; ich verdiene Ihre Güte nicht.“

„Was sprechen Sie da, lieber Jacques, wissen Sie nicht, daß der Priester der Freund der Unglücklichen ist? Außerdem,“ fügte er hinzu, „sind wir ja alte Bekannte.“

„O Herr, wenn Sie wüßten, wenn Sie mich kennen würden. Sprechen Sie nicht so gut mit mir; ich bin ein Elender, von Gott verflucht!“

„Von Gott verflucht? Wie mögen Sie solche Gedanken haben! Sagen Sie nie mehr ein solches Wort! Wenn Sie Uebles getan, so bereuen Sie es, beichten Sie! Gott ist die Güte, er verzeiht dem Reuigen alles.“

„Nein, nein, mir wird er niemals verzeihen!“

„Und warum nicht? Bereuen Sie etwa nicht, was Sie Böses getan?“

„Ob ich bereue?“ rief Jacques, sich vom Lager erhebend und die starren Augen aufreißend; „o ja, ich bereue; dreißig Jahre lang nagt mir die Reue in der Brust und doch bin ich verflucht!“

Vergebens suchte der Priester ihn zu trösten und ihm Mut zuzusprechen. Ein schreckliches Geheimnis lastete auf seinem Gewissen und die Verzweiflung schloß des Sünders Mund, es zu bekennen. Jede Hoffnung hatte ihn verlassen. Endlich, durch die Sanftmut und Güte des Priesters bewogen, erzählt Jacques mit sterbender Stimme seine Geschichte.

„Ich war,“ so sprach er, „Schloßverwalter einer reichen Familie, als die blutige Revolution ausbrach. Meine Herrschaft war die Güte selbst. Der Graf, die Gräfin, ihre beiden Töchter, ihr Sohn, — ich verdankte ihnen alles, Erziehung, Vermögen. Da kam die Schreckensherrschaft. Man suchte den Grafen und seine Familie, aber man fand sie nicht. Sie hielten sich verborgen, ich wußte wo. Da ging ich zu dem Kommissar; ich, ich habe sie angezeigt! Und warum? Um ihre Güter zu bekommen, die man dem Angeber versprochen hatte. Sie wurden zum Tode verurteilt, sie alle, denen ich alles verdankte, die ich alle verraten, ausgenommen den kleinen Sohn, der noch zu jung war.“

Ein unwillkürlicher Schrei entrang sich der Brust des Priesters, während kalter Schweiß seine Stirne bedeckte.

„Herr,“ fuhr der alte Bettler fort, der die heftige Aufregung des Abbé nicht bemerkt hatte, „o Herr, es ist entsetzlich. Ich habe zugehört, als sie zum Tode verurteilt wurden. Ich stand an der Gefängnisporte, als alle vier, eines nach dem andern, den Karren bestiegen; ich drängte mich dem Karren nach; ich sah sie auf dem Schafott; ich sah ihre vier Köpfe unter dem Messer fallen; o ich Ungeheuer! Seitdem habe ich weder Rast noch Ruhe. Ich weine, ich bete für sie, ich sehe sie beständig vor mir. Dort sind sie, dort unter jener Leinwand.“

Und der alte Bettler deutete mit zitternder Hand auf einen Vorhang, der einen Teil der Wand verhüllte. „Das Kreuzifix über meinem Bette gehört dem

Grafen; das kleine goldene Kreuz, das mich nie verläßt, trug einst die Gräfin. O Gott, o Gott, was habe ich getan! Und wie habe ich es bereut! Herr Abbé, haben Sie Mitleid mit mir, verstoßen Sie mich nicht! Beten Sie für den schändlichsten und unglücklichsten aller Menschen!"

Der Priester kniete am Bette nieder, bleich wie der Tod. So blieb er eine halbe Stunde, ohne ein Wort zu sprechen. Dann erhob er sich ruhig, machte das Zeichen des Kreuzes und zog den Vorhang vor der Mauer weg. Er erblickte zwei Porträts. Der Bettler stieß einen Schrei aus, als er sie sah und fiel auf sein ärmliches Lager zurück.

Der Priester weinte.

"Jacques," sagte er mit zitternder Stimme, "ich will Ihre Beichte hören, um Ihnen die göttliche Verzeihung zu bringen."

Nachdem die Beichte des Sterbenden vollendet war und er die Absolution erhalten, fuhr der Priester fort: "Jacques, Gott hat Ihnen verziehen; aus Liebe zu ihm verzeihe auch ich Ihnen; denn, die Sie dem Tode überliefert haben, es waren — mein Vater, meine Mutter und meine beiden Schwestern."

Die Haare des Bettlers sträubten sich; er öffnete die Lippen, brachte aber nur einige unartikulierte Töne hervor; dann wurde er still und regungslos.

Als der Priester zum Bette trat, war der Bettler tot.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

18. Kapitel. Schlaflose Nächte.

Balekas Fluch traf Tschaka schon in der ersten Nacht: es wollte kein Schlaf in seine Augenlider kommen. Ich mußte mitten in der Nacht zu ihm kommen und einen Spaziergang mit ihm machen. Stillschweigend gingen wir einher, Tschaka voraus, ich ein paar Schritte hinter ihm.

Der König lenkte seine Schritte zu der Donga des Titivana, zu dem Platz, wo mein ganzes Volk begraben lag und auch Baleka, meine Schwester. Er machte an derselben Stelle Halt, wo er Tags zuvor gestanden hatte, als all die Hunderte einem Wasserfalle gleich in die Tiefe stürzten. Ach, wie hatten die Armen so entseßlich geschrien! Jetzt aber war es still, totenstill geworden. Der Vollmond stand über der Donga und beleuchtete mit seinem Silberlicht die guten Toten; ich konnte sie alle sehen, auch Baleka, meine Schwester, sie lag mitten unter ihnen.

"Du hast deine Wette verloren, Mopo", begann der König. "Die Donga ist nicht voll; es fänden noch immer einige Platz darin."

Ich antwortete nicht; was hätte ich einem solch' herzlosen Menschen auch sagen sollen?

Nach einer Weile brach er in ein wildes Lachen aus und

stieß dann die Worte hervor: "Nun magst du ruhig schlafen, gute Mutter, denn ich hab' Rache genommen für das Unrecht, das man dir einst angetan! — Hah, Langenistamm, du hattest es wohl schon längst vergessen, — ich aber vergaß es nicht. Vergessen hattest du, daß einst ein Weib mit einem Knaben zu dir kam und dich um eine Schale Milch bat. Was hast du ihnen gegeben? Und was versprach ich damals als Entgelt dem Langenistamm? Für jeden einzelnen Tropfen forderte ich ein Menschenleben. Zählt die Milchtropfen in einer vollen Schale und die Toten alle in dieser prächtigen Donga, und sagt mir dann, wo die größere Zahl sich findet. Hah, so rächt sich ein großer Mann! — Ja, ich bin groß geworden; die ganze Welt zittert unter meinen Füßen. Wenn ich die Sterne runzle, sterben Tausende! — Alles Land, soweit man nur nach irgendeiner Himmelsrichtung hin wandern kann, gehört mir. Ich bin groß, will aber noch immer größer werden! . . . Sind das deine Augen, Baleka, die da aus jenem Totenhaufen so wild zu mir herausstarren? Was sagtest du gestern zu mir? Ich soll fortan nicht mehr schlafen können? Ich fürchte dich nicht. Steh' auf, Baleka, steh' auf, und sag' mir, wen ich fürchten soll!" . . .

Ich aber stand bei diesen prahlerischen Worten hinter dem König, und mein Herz war voll von bitteren Rachegeanken. Krampfhaft hielt meine Rechte einen knotigen Stock umfaßt; schon wollte ich zum Liebe ausholen und den ruchlosen Menschen in die Donga stürzen zu all den Tausenden, die er grausam hingemordet, da hielt ich plötzlich wieder inne. Denn siehe, drunten in der Donga bewegte sich etwas. Es war ein Arm, und mir schien, es sei der Arm Balekas. Er trug wenigstens dieselben Ringe und Armspangen, die Baleka einst getragen hatte. Dreimal erhob sich der Arm, und dreimal sank er plätschernd im Wasser nieder. —

Nun aber kam es wie ein geheimnisvolles Rauschen, wie ein wunderbares Singen und Klingen aus der Tiefe wieder. Ich hörte ein Lied, so einzig-schön, so sinnig-tief, wie ich in meinem Leben noch kein's vernommen. Es war darin die Rede vom Anfang



Moschusochs (Zoologischer Garten in Newyork).

und dem Ende aller Dinge, von dem Kampfe zwischen dem Guten und dem Bösen, vom Zulu-volk, seinem Entstehen, Wachsen und Niedergehen, von dem weißen Mann, der sich alles dienstbar machen wird; von Freud' und Leid, Zeit und Ewigkeit. Auch kamen darin viele Namen vor, ich erwähne nur die von Baleka und Umschlopogaas und von Tschaka, dem Zulusöwen.

Und wie der Schall der Stimme näher und näher kam, da sah ich ein wunderbares Glänzen und Leuchten. Plötzlich tauchte eine Gestalt mitten aus dem Wasserteufel auf, und es war, als erheben sich die Toten alle mit ihr. Nun erkannte ich sie; es war die Patronin des Zulu-volkes, die große, herrliche Himmelsfürstin! Ihr langes Haar war wie geschmolzenes Gold, ihre Augen leuchteten wie der Mond, und um ihre Arme und ihre Brust war ein Leuchten und Blitzen, wie wenn die Morgensonne scheint auf die mit Schnee bedeckten Gipfel der Drakensberge.

Tschaka, den ich noch nie hatte zittern sehen, schauderte in sich zusammen vor Furcht; er sank auf die Erde nieder und bedeckte sein Angesicht mit beiden Händen. Ich aber, mein Vater, fürchtete mich nicht. Nur die Schlechten haben die Himmelsprinzessin zu fürchten; die Guten nicht. Ruhigen Auges schaute ich die hehre Fürstin an; in der Rechten hielt sie einen kurzen Speer mit einem Schaft aus rotem Holz, er war genau so wie der Speer, den Tschaka zu tragen pflegte, und mit dem er später ermordet wurde. Sie trat zu uns heran und berührte mit ihrem Speere die Stirne des Königs. Für mich allein verständlich aber sprach sie die Worte:

„Mopo, Sohn des Makedama, zieh' deine Hand zurück; Tschakas Becher ist noch nicht voll. Wenn du mich aber zum drittenmal sehen wirst, und wenn ich wie ein Sturmwind daherkommen werde, dann, Mopo, schlage zu!“

So sprach sie. Es legte sich eine Wolke vor den Mond, — und im Augenblick darauf war alles verschwunden. Ich befand mich mit Tschaka und den lieben Toten wieder allein.

Der König erhob sich; sein Angesicht war grau vor Furcht und schwere Angsttropfen standen ihm auf der Stirn. „Was war das, Mopo?“ fragte er mit hohler Stimme.

„Das war die Himmelsprinzessin, die große Patronin des Zulu-volkes. Sie kommt nur selten in sichtbarer Gestalt, und ihr Erscheinen deutet jedesmal auf große Dinge.“

„Ich habe von ihr gehört. Doch, was wollte sie von uns und weshalb berührte sie mich mit der Spitze des königlichen Speeres?“

„Ich weiß es nicht, doch ich denke mir, es war das Zeichen neuer, noch größerer Herrschaft.“

„Vielleicht auch das Zeichen des nahen Todes. Mopo, komm', wir wollen gehen! Ich wußte bisher nicht, was Furcht sei; jetzt weiß ich's.“ — Schweigend gingen wir zusammen nach Hause. —

Am andern Morgen erklärte der König, sein Kraal, ja ganz Zululand, sei beherzt, weil er nicht mehr ruhig schlafen könne. Er hatte fortan in der Tat keine ruhige Nacht mehr; unruhig wälzte er sich auf seiner Lagerstätte hin und her, stieß zuweilen einen lauten Schrei aus und murmelte dazwischen den Namen „Baleka.“ Zuletzt zog er fort und baute sich hier, in Natal, den großen Königskraal „Duguzä.“

Sieh', mein Vater, dort in der Ferne liegt auf

ebenem Plan eine Stadt des weißen Mannes; ihr Name ist „Stanger.“ Genau an der Stelle, wo jetzt das Rathaus steht, stand einst Tschakas Wohnhaus. Beim Eingang des alten Königskraals, in dem keine Gerechtigkeit zu finden war, bauten die Weißen später ein großes Haus, um darin Recht zu sprechen. Hat der weiße Mann gesündigt, so geht er ins Haus seines Gottes und ruft zu ihm um Gnade und Erbarmen, und er findet sie. Bei Tschaka aber fanden all die Hunderte, die ihn um Gnade anriefen, kein Erbarmen, und mochten sie noch so unschuldig sein. — O, wie hat sich seitdem alles geändert! Friede und Ruhe herrscht nun überall, damals aber war ein beständiges Kommen und Gehen bewaffneter Krieger. Friedlich spielten die Kinder des weißen Mannes auf demselben Platz, wo einst Hunderte von Zulus im Blute sich wälzten, sie sammelten sich Blumen und baden im Imbozamo, wo einst die Krokodile hausten, die man täglich fütterte mit Menschenfleisch. —

Tschaka wohnte also im neuen Duguzä-Kraal. Eine Zeitlang ging alles ruhig voran, dann aber überfiel ihn wieder der alte Blutdurst. Er sandte seine Kriegsheere aus gegen das Volk der Pondos; dort mordeten sie die Männer im ungleichen Kampfe und trieben Frauen, Kinder und Vieh in großen Massen zurück ins Zululand und nach Natal zum neuen Königskraal.

Für die Krieger aber gab es keine Ruhe; kaum zurückgekehrt, mußten sie schon wieder fort, diesmal gegen Norden zu bis zum Limpopo-Fluß, wo Sotvanzana über ein mächtiges Volk herrschte. „Geht!“ sprach Tschaka zu ihnen, „und kehrt mir nur als Sieger zurück!“ Singend zogen die Soldaten fort zu Tausenden und Zehntausenden; vom ersten Morgen grauen bis zum vollen Mittag währte ihr Ausmarsch durch die Tore des riesigen Königskraales, und stolze Hoffnung schwellte die Brust aller. Ach, die Armen ahnten nicht, daß sie in den sumpfigen Niederungen des Limpopo zu Tausenden dem Fieber und dem Hunger erliegen würden. Nur ein kleiner Rest kam nach vielen Monaten zurück und zwar ohne Schilde; in rasendem Hunger hatten sie dieselben ausgezehrt. —

Nach dem Abmarsch jener Truppen nun war es verhältnismäßig still im großen Königskraal. Die meisten Männer waren fort, fast nur die Weiber, Kinder und Greise waren zurückgeblieben. Auch Dingaan und Umslangana, die Brüder des Königs, waren da. Tschaka hatte sie nicht mitziehen lassen aus Furcht, sie möchten die Soldaten für sich gewinnen und die Herrschaft an sich reißen. Die armen Prinzen hatten überhaupt traurige Tage; sie waren bei Tschakas argwöhnischem und grausamen Charakter keine Stunde ihres Lebens sicher. Es gelang mir, ihr Vertrauen zu gewinnen; manche Stunde saßen wir nachts im Geheimen beisammen. . . . Doch, mein Vater, ich komme in meiner Erzählung jetzt auf Masilo zurück, den famosen Bräutigam Zinitas, der sich nach Zahlung seiner 100 Ochsen vor Umschlopogaas zu Tschaka geflüchtet hatte.

Es war einen Tag nach dem Abmarsch der Krieger ins Limpopotal Tschaka saß mit den Prinzen Dingaan und Umslangana vor seiner Hütte; auch ich war mit einigen anderen Räten in der Nähe des Königs. Er war müde, denn er hatte in der Nacht schlecht geschlafen, wie überhaupt seit dem Tode Balekas. Da meldete man die Ankunft eines Fremden.

Kurz darauf kam ein überaus fetter Mann daher. Er rang mühsam nach Atem, war über und über mit

Staub bedeckt und offenbar von einem langen, beschwerlichen Marsche ganz erschöpft. „Gnade, Hilfe, Rachel!“ rief er dem Könige zu und erzählte nun die Geschichte von Tschika und der Blitz-Art, von Zinita und Umschlopogaas. Doch kannte er letzteren nicht mit dem Namen, sondern nannte ihn bloß „Bulasio“, den Schlächter.

Tschikas Antwort war: „Steh' auf, Masilo, kehre eilends in deine Heimat zurück und sage zu jenem „Schlächter“, es sitze ein anderer Schlächter im großen Königskraal zu Duguza, und der lasse ihm melden, er solle schnell mit seinen Leuten und seinem Vieh zu ihm kommen, und ihm vor allem die Blitzart zu Füßen legen.“

Masilo wagte einzuwenden: „Inkosi, ich kann kaum mehr gehen und stehen vor Müdigkeit, und der Weg ist weit. Es sind volle 20 Tagereisen von hier bis zum Besitzer der Blitzart, der mit seinem Volk in der Nähe des Geisterberges wohnt; auch fürchte ich mich vor Bulasio, dem Schlächter.“

Nun war es mit Tschikas Ruhe aus! „Wenn du nicht innerhalb 30 Tagen wieder hier bist und mir eine Antwort bringst von jenem Bulasio“, schrie er ihn an, „so will ich einen senden, der euch beide aufsucht, dich und jenen dummen Jungen, mit seiner Jogen. Blitzart!“

Da machte sich Masilo eiligst aus dem Staube, und Tschika sprach nicht weiter von der Angelegenheit. Ich aber hatte keine Ahnung, daß dieser Bulasio, von dem Masilo sprach, mein lieber, unvergeßlicher Umschlopogaas sei. —

Damals hörte ich auch, Magrophä, meine Frau, und Nāda, meine Tochter, seien im Swasiland gestorben. Der Hies des Salakazi-Stammes, hieß es, sei über den Kraal, in dem sie wohnten, hergefallen, und habe alle seine Inassen grausam ermordet. Ich hörte die schreckliche Kunde, ohne eine Träne zu vergießen; ich konnte überhaupt nicht mehr weinen, so viel Kummer und Gram war während der letzten Zeit über mich gekommen.

28 Tage waren inzwischen dahingegangen. Am 29. hatte der König wieder einen bösen Traum; er ließ daher am nächsten Morgen viele seiner „Schwestern“ und andere junge Mädchen und Frauen vor sich bescheiden. Mit zitternden Knieen standen sie alle gebeugten Hauptes vor ihm, denn sie wußten, daß der König Böses gegen sie im Schilde führe.

Er jedoch sprach gar freundlich mit ihnen und stellte zuletzt an jede einzelne die harmlose Frage, „ob sie ein Mädchen in ihrer Hütte habe?“ Die eine antwortete nun mit ja, die andere mit nein, eine dritte, sie wisse es nicht. Das machte übrigens keinen Unterschied, denn eine nach der andern wurde zuletzt auf des Königs Befehl von einem Schergen hinausgeführt und grausam abgewürgt, die eine, weil sie eine Kaze hatte, die eine weil sie keine hatte, und die andere, weil sie es nicht wußte. — 62 Mädchen und Frauen waren im Laufe des Vormittags schon erwürgt worden, da kam als 63. eine muntere, listige Frau, die, als ihr Tschika die gleiche Frage stellte, antwortete: „Ich weiß es nicht; aber die Hälfte einer Kaze hängt an mir.“ Dabei deutete sie auf das Kagenfell, das sie um ihre Lenden trug.

Bei diesen Worten lachte der König laut auf, klatschte fröhlich in die Hände und ließ sie ruhig von dannen ziehen. Auch die übrigen ließ er zurückkehren, wie er überhaupt von da an kein Todesurteil mehr

fällte, ausgenommen an seinem eigenen Todestag; und der war schon sehr, sehr nahe. —

Am Abend des genannten Tages saß ich etwa eine Viertelstunde vom Königskraal entfernt im Freien. Die Sonne ging blutrot unter, und ehe ich es ahnte, stand ein schweres Gewitter am Himmel. War das ein Blitzen, Donnern und Leuchten! Damals sah ich die Him m e l s p r i n z e s s i n wieder; wie auf den Flügeln des Sturmwindes kam sie dahergefahren, und es war, als rufe sie mir zu:

„Schlag' zu, Mopo! Schlag' zu!“

Im gleichen Augenblicke fuhr ein Blitz vom Himmel nieder und zündete im Königskraal! Entsetzt eilte ich zurück und fand Tschika mitten im Regen vor seiner halbverbrannten Hütte stehen. Der Blitz hatte das Strohdach verjengt, doch der starke Regen hatte das Feuer wieder ausgelöscht.

Der König zitterte vor Furcht. Als ich ihm den üblichen Gruß bot, ergriff er mich beim Arm und raunte mir ins Ohr: „Mopo, ich wußte lange nichts von Furcht; jetzt aber fürchte ich mich. Du weißt, seit jene Baleka da meinen Schlaf ins Totenreich mit sich genommen hat, habe ich oft böse Träume. So war es auch diese Nacht. Denke dir nur, Mopo, es war mir, als wichen plötzlich die Mauern auseinander und ich sah mich selber draußen auf dem freien Platz mit Wunden bedeckt tot am Boden liegen! Dingaan und Umschlangana, die königlichen Prinzen, gingen stolz wie Löwen einher. Umschlangana trug meine Decke, sie war mit Blut befleckt, und Dingaan hatte in seiner Rechten den königlichen Speer, und auch von ihm träufelte Blut. Du aber, Mopo, du standest neben ihnen, botest ihnen den königlichen Gruß „Bayete!“ und stiehest mich verächtlich mit dem Fuß. —

Im nämlichen Augenblick wachte ich auf, und siehe, da stand das Dach meiner Hütte in hellen Flammen! Mopo, sag' mir, kann ich dich noch länger leben lassen? Du hast mit dem Fuß nach mir gestoßen und den beiden Prinzen den königlichen Gruß entboten. Sag' mir selber Mopo, verdient das nicht den Tod?“

„Ganz wie es dir gefällt, mein Herr und König! Der Traum hat sicherlich eine böse Vorbedeutung, das ist klar; allein ich dünkte, wenn man von einer Schlange angegriffen wird, so ist es doch klüger, nach deren Kopf zu schlagen, als nach dem Schwanz.“

„Du willst also sagen, wenn die Prinzen tot sind, wird ihnen auch niemand den tgl. Gruß entbieten?“

„Wie sollte ich es wagen dürfen, meine Stimme gegen Prinzen von Geblüt zu erheben? Du magst selber urteilen, mein Herr und König!“ —

Tschika sah mich eine Weile ernst an und fragte dann: „Kann es wohl diese Nacht schon sein, Mopo?“

Ich entgegnete: „Jetzt ist es nicht ratsam; die meisten Krieger sind fort, und die Prinzen haben Leute um sich, die ihnen treu ergeben sind, und die sich gewiß zur Wehr setzen würden. Drüben über dem Fluß aber steht das Regiment der Schlächter. Es ist verlässig und treu und kann im Notfall bis morgen Mittag hier sein. . .“

„Ein trefflicher Rat das, Mopo! Du warst immer der Klügste. Rufe mir dieses Regiment herbei. Aber paß mir auf, daß alles klappt! Sonst, Mopo, ist es um dich geschehen, und wirst du keines gewöhnlichen Todes sterben. Hast du mich verstanden?“

„Verstanden!“ erwiderte ich, und verschwand eiligst im Dunkel der Nacht. (Schluß folgt).

Wasserspeisung der Lokomotiven während der Fahrt.

Mit der zunehmenden Steigerung der Schnelligkeit der Beförderung von Eisenbahnzügen machte sich notgedrungen die Frage geltend, wie den Wasserkästen der Lokomotiven in bester Art, d. h. mit möglichst geringem Zeitverluste das erforderliche Kesselspeisewasser zugeführt werden könnte. Je nach den obwaltenden Verkehrsverhältnissen bei schweren Lastzügen mit mächtigen Maschinen, welche große Mengen Wasser während der Fahrt verdampfen oder bei Schnellzügen,

die Schienenpaare der Geleise eingeschaltet wird, daß etwa eine Länge von 400 Meter des Troges völlig horizontal liegt, während die beiden Enden etwas aufwärts verlaufen, und zwar in Steigungen von 1 : 350. Die Schienen liegen parallel zu dem Boden des Troges, so daß sie also gleicherweise im mittleren längeren Teile horizontal, dagegen an den Enden in Steigungen von 1 : 350 laufen. Der Wasserstand im Troge muß bei tauglicher Füllung etwa 5 Zentimeter über der Schienoberkante liegen. Die Füllung der Tröge geschieht von einer geeigneten Pumpstation aus, von welcher die Rohrleitungen zum Troge führen. Eine Störung des Wasserfässers kann bei sonst normaler Funktion der Pumpen nur im Winter zur Zeit vorherrschenden strengen Frostes eintreten, insbes. dann, wenn die Wasserentnahme aus dem Troge in längeren Zwischenräumen erfolgt, in denen das Wasser Zeit hat, sich mit einer oft dicken Eisdecke zu überziehen. Zur Verhinderung dieses Uebelstandes — der übrigens auch bei den Wasserreservoirs und Wassertürmen der Stationen eintreten könnte — hat man Heizröhren in die Tröge eingelegt.



Abb. 1. Wassertrog auf einer englischen Bahn im Augenblicke der Wasseraufnahme durch eine Zuglokomotive.

welche lange Strecken ohne Aufenthalt zu nehmen, durchfahren müssen, zeigen sich die Aufgaben für die Wassernahme der Lokomotiven von anderen Gesichtspunkten. In Amerika machte man in den Vereinigten Staaten zuerst den Versuch, mit der Einrichtung der sogenannten Wasserkrane wenigstens teilweise zu brechen, indem man die Speisegräben zwischen die Schienentränge der Spur legte und eine Einrichtung erfand, die bei aller Einfachheit ein überraschend günstiges Ergebnis lieferte, das auch bei anderen Staaten, vornehmlich England mit seinen bekannt schnellen Expresszügen den lebhaftesten Anklang und umfassende Nachahmung fand.

Eine solche Speiseanlage gestattet die Füllung des Tenders mit Wasser in kaum fünfzehn Sekunden, während welcher der betreffende Zug ohne Aufenthalt mit unbehinderter Schnelligkeit über den Wassergraben dahineilt. Diese spezifisch amerikanische Anlage besteht aus einem etwa 400 bis 600 Meter langen „Trog“ oder Wassergraben, der meist aus starkem Blech in einer Breite von 50 bis 60 Zentimetern und in einer Tiefe von 15 bis 20 Zentimeter gehalten ist und so zwischen

Mittels einer kleinen, in der Pumpstation aufgestellten Dampfmaschine geschieht dann die Heizung dieser Röhren, infolge dessen durch stete Erwärmung des Wassers ein Gefrieren des letzteren ausgeschlossen ist. Bei leichteren Frösten genügt ein Aufreißen der dünnen Eisdecke durch ein an der Maschine angebrachtes Senkeisen. In sehr strengem Klima ist allerdings die Wasserentnahme aus dem Speisegraben für die Dauer des strengsten Frostes ausgeschlossen und die Versorgung der Lokomotiven mit Wasser muß dann eben in der mit Pumpenanlage ausgestatteten Wasserstation vor sich gehen, indes auch hierbei die Anwärmmung des Wassers nicht entfällt.

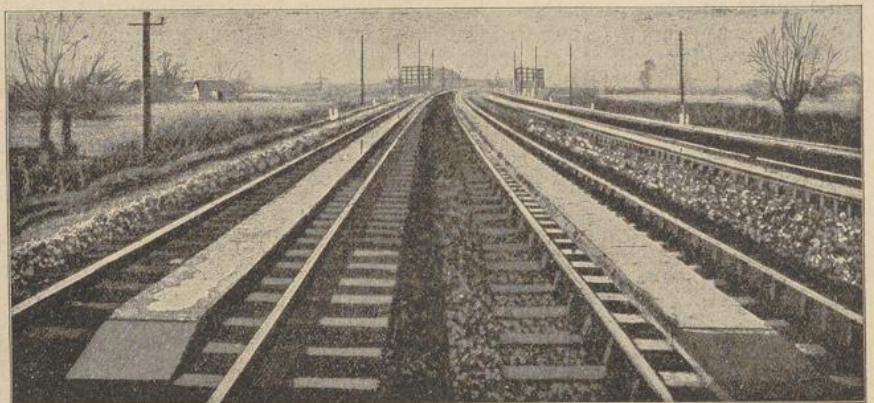


Abb. 2. Ansicht der Wasserträge auf der doppelgleisigen Strecke bei Loughborough (London und Nordwest-Eisenbahn). Im Hintergrunde die Türme zur Speisung der Kanäle.

Ganz einfach ist die Anlage des eigentlichen, zwischen dem letzten Räderpaare des Tenders angebrachten Wasserhebeapparates — Abb. 3. Dieser besteht aus einer kegelförmigen Eisenröhre, die im Wasserbunter des Tenders emporragt, im unteren Teile dagegen in ein Kniestück, den Schnabel, mit engerer Öffnung verläuft und senkrecht so gestellt ist, daß die Öffnung des Schnabels in der Richtung der Fahrt der Lokomotive gehalten bleibt. Wenn nun der Tender über den Anfang der Wasserrinne „des Troges“, welcher durch ein Signal kenntlich gemacht ist, wegfährt, so senkt der Heizer mit einem Hebelgriffe die Kniestückröhre des

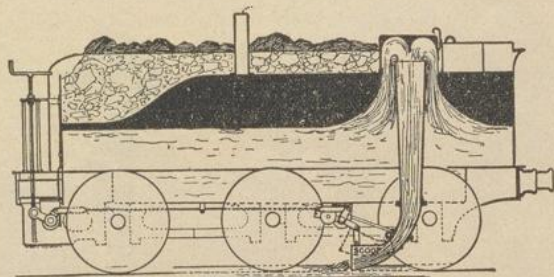


Abb. 3. Steigrohr mit Mundstück (Schnabel) im Tender der Lokomotive.

Steigrohres im Tender so tief, daß der Schnabel völlig in das Wasser des Troges taucht, und hebt sie erst dann, ehe die Rinne passiert ist. Die Handhabung erfordert exakte Übung und genaue Abschätzung des Zeitraumes, den der Zugstender zum Hinwegfahren über den Trog benötigt.

Infolge der Geschwindigkeit der eilenden Lokomotive und dank der dem Steigrohre gegebenen Form steigt das Wasser im Rohre bis zu einer beträchtlichen Höhe über die Ausfallöffnung in dickem Strahle in den Tenderraum, der in kaum 15 Sekunden mit einer Wassermasse von 18 000 Liter gefüllt ist. Eine der bekannten mächtigen Riesenlokomotiven, wie sie heute zur Traktion schwerer Lasten- und schneller Blitzzüge im Dienste stehen, faßt ungefähr 10 000 bis 18 000 Liter an Kesselspeisewasser allein (Atlantiktipe).

An sehr befahrenen Linien, wie solche die englischen Haupteisenbahnen: Große West-, Nordwest-, Große Nord- und andere Bahnen darstellen, wird der Verkehr auf lange Strecken vier- und mehrgleisig abgewickelt, wobei immer zwei Geleise für die Personenzüge allein dienen, hat man zur möglichsten Zeitersparnis beim Wassernehmen derartige Wassertröge für jedes Geleise angelegt und ihnen Fassungskapazitäten von 180 000 Liter gegeben, so daß die Speisung von acht bis zehn Lokomotiven nacheinander gewährleistet ist. Ferner wurde eine selbsttätige Füllung der Tröge eingeführt; mittels kommunizierender Röhren steigt nämlich das Wasser im Trog gleich wie im Reservoir oder in der Zisterne des Wasserturmes der Station und sobald sich der Trog bis zur normalen Höhe mit Wasser gefüllt hat, schließt sich ein selbsttätiges Ventil in der Zuleitungsröhre ohne besondere Ueberwachung. Sinkt dagegen der Wasserspiegel im Trog unter das Normale, so öffnet sich dieses Ventil und läßt wieder Wasser einströmen.

In England hat man sich diese amerikanische Einrichtung — wie erwähnt — in ausgedehntem Maße bereits zunutze gemacht und alle großen Eisenbahn-

linien des Inselreiches halten mit Hilfe dieser Art von Wasserpeisung jene Schnelligkeitsleistungen der Personenzüge erfolgreich gegen andere Konkurrenz aufrecht, indem hauptsächlich durch Verringerung der Aufenthalte die reinen Fahrzeiten erhöht zur Geltung kommen. Bekanntlich weist der englische Fahrplan der Schnellzüge ununterbrochene Fahrten bis zu 320 Kilometer aus, ja eine Sonderfahrt (7. Oktober 1903) des englischen Königs erstreckte sich ohne Aufenthalt über die ganze Hauptlinie der London und Nordwestbahn, von Carlisle nach London — ungefähr 480 Kilometer — eine Leistung, die nur durch die vorbeschriebene Weise der Wassernahme während der Fahrt ermöglicht worden ist. Auf genannter Strecke bestehen an sechs Punkten der Bahn Wassertröge, an welchen die Lokomotiven ohne jeglichen Verlust an Zeit ihr Speisewasser entnehmen.

Auf dem europäischen Kontinente haben erst die deutschen Eisenbahnen (preussischen Staatsbahnen) und die französischen Hauptbahnen Versuche mit den Wassertrögen unternommen, aber es ist bisher keine Verlautbarung über die Art der Ausführung und die Erfolge in weitere Kreise gedrungen, vielleicht weil wir ohne Zweifel dermalen denn doch noch in Bezug auf Schnelligkeit und an Ausmaß der ohne Aufenthalt genommenen Entfernungen — mit einigen wenigen Ausnahmen — in der Beförderung der Eisenbahnzüge gegenüber dem Mutterlande des Eisenbahnwesens zurück sind, abgesehen von den in den Vereinigten Staaten von Amerika vorherrschenden Verhältnissen, die ihrer Eigenart wegen sich kaum in den Rahmen unseres Eisenbahnbetriebes zwängen lassen würden. Der zunehmende Drang nach Erhöhung der Geschwindigkeiten und Abschaffung der vielen Aufenthalte, wie sie gegenwärtig noch bei allen mittel- und nordeuropäischen Eisenbahnen — ganz zu schweigen von den Verhältnissen im Süden Europas — mit Ausnahme der französischen Nordbahn und einiger norddeutscher Weltverkehrsstraßen in regelmäßiger Folge der Fahr-

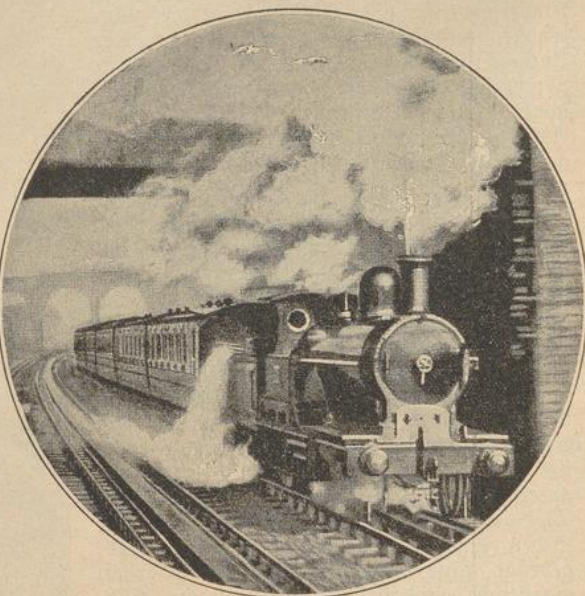


Abb. 4. Ein in voller Fahrt begriffener Expreszug bei der Wasseraufnahme aus einem Trog. Nach Füllung des Wassertankens im Tender fällt das überschüssige Wasser in jähem Sturze aus dem Ueberfallsventil auf das Bankett.

pläne nicht gerade angenehm hervorstecken, läßt indes auch hier günstigen Wandel erhoffen.

Henry Roughan.

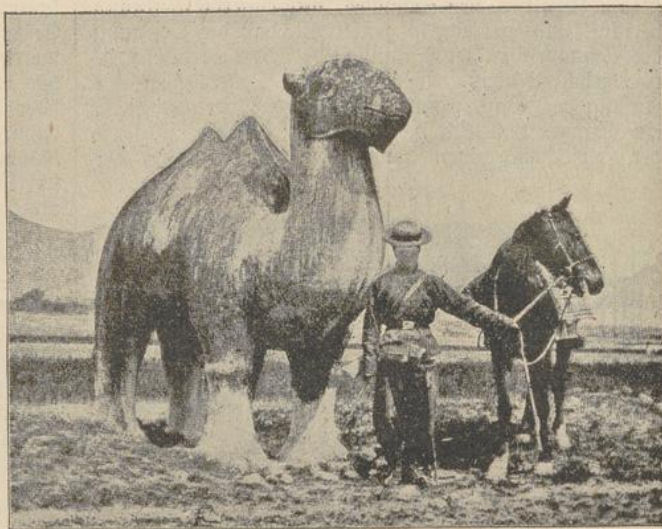
Steinbilder im fernen Osten.

Unter den ost- und südasiatischen Völkern sind es einzig und allein die Inder, welche in der Skulptur Beachtenswertes geleistet haben, und zwar war es nicht der Brahmaismus, sondern der Buddhismus, der in dieser Richtung anregend gewirkt hat. Zeugen hierfür sind die gewaltigen Tempelanlagen, an welchen sich auch die Skulptur beteiligen konnte. Allerdings hat der phantastische indische Geist hierbei der Phantasie auf Kosten des künstlerischen Gefühls über alle Maßen die Zügel schießen lassen. Rückt man weiter nach Osten — China, Japan, Hinterindien — so findet man hier, insofern es sich um die monumentale Plastik handelt, dieselbe vorzugsweise in den Dienst des Buddhakultes gestellt. Zwar in China wurde die Plastik schon von alters als Hilfskunst der Architektur — vornehmlich des Grabmalbaues — geübt, doch hat sie nie eine wirklich künstlerische Ausbildung erlangt. Dem Chinesen scheint das Formgefühl bei Bewältigung größerer Objekte abzugehen. Aber ins Groteske artet hier die Bildnisplastik niemals aus, obwohl sie auf buddhistischen Einfluß zurückzuführen ist. Was der Inder an ausschweifender Phantasie zu viel hat, das hat der Chineser zu wenig.

Zu den merkwürdigsten Schöpfungen der Monumentalplastik in China zählen die der Erinnerung der Ming-Dynastie gewidmeten Steinbilder. Diese Dynastie, welche ihre Gründung auf den Nationalheros Taitsi, der die Mongolenherrschaft abschüttelte, zurückführt, beherrschte das Reich durch fast drei Jahrhunderte (1368 bis 1644) und ist die glänzendste, welche über das Reich je gebot. Der Untergang wurde ihr durch den Einbruch der Mandschu bereitet, die seitdem das Zepter im himmlischen Reiche führen. Beispiele von der Art der Monumentalplastik aus dieser Zeit geben die hier stehenden Abbildungen.

In anderer Weise hat sich diese Kunst in Japan und in Indochina betätigt. Zur Verherrlichung Buddhas wurden riesige Denkmäler geschaffen. Es sei an die Kolossalstandbilder im Tale von Bamian im Hindukusch erinnert, sodann an das eiserne Kaiserbild des „Daibudsu“ zu Kamakura in Japan — eine 12 Meter hohe Bronzestatue des Buddha, das vollendetste Denkmal japanischer Kunst. Besonders reichhaltig ist Hinterindien mit Buddhasstatuen und Steinskulpturen bedacht. Es ist immer das gleiche Modell: Der mit unterschlagenen Beinen über die Knie sitzende Dies- und Jenwärts nachsinnende Weltweise, in den Zügen die erhabendste Seelenruhe ausgeprägt. Eine Ausnahme macht das wahrhaft gigantische Buddhabild zu Pegu in Süd-Birma, welches einen schlummernden Buddha vorstellt. Es ist teils aus einem natürlichen Felsgrat herausgearbeitet, teils plastisch auf-

gebaut. Man sollte sagen: aufgemauert. Welche Dimensionen dieses Kolossalbild hat, entnimmt man aus der Abbildung durch Vergleich mit den die Staffage bildenden Menschen.

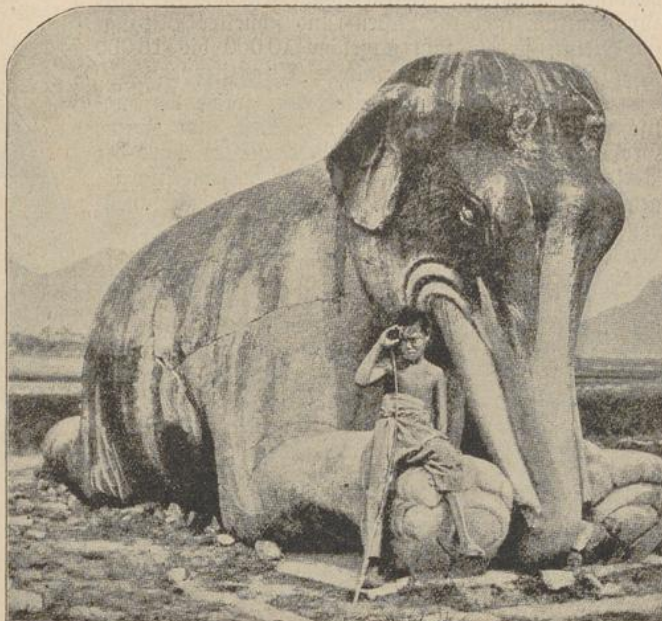


Steinbild aus der Zeit der Ming-Dynastie.

Defekte beim hl. Meßopfer.

Von Rev. P. Rottler.

Mariazell. — Weil in Missionsländern die zur Feier der hl. Messe notwendigen Sachen oft schwer herbeizuschaffen sind, hat der hl. Stuhl den Missionären hierin weitgehende Dispensen erteilt. So dürfen z. B. hierzulande die Priester an jedem nur einigermaßen dezentem Orte die hl. Messe lesen und wäre es auch in einer einfachen mit Stroh gedeckten Lehmhütte. Es ist das notwendig, denn sonst bestände für die von



Steinbild aus der Zeit der Ming-Dynastie.

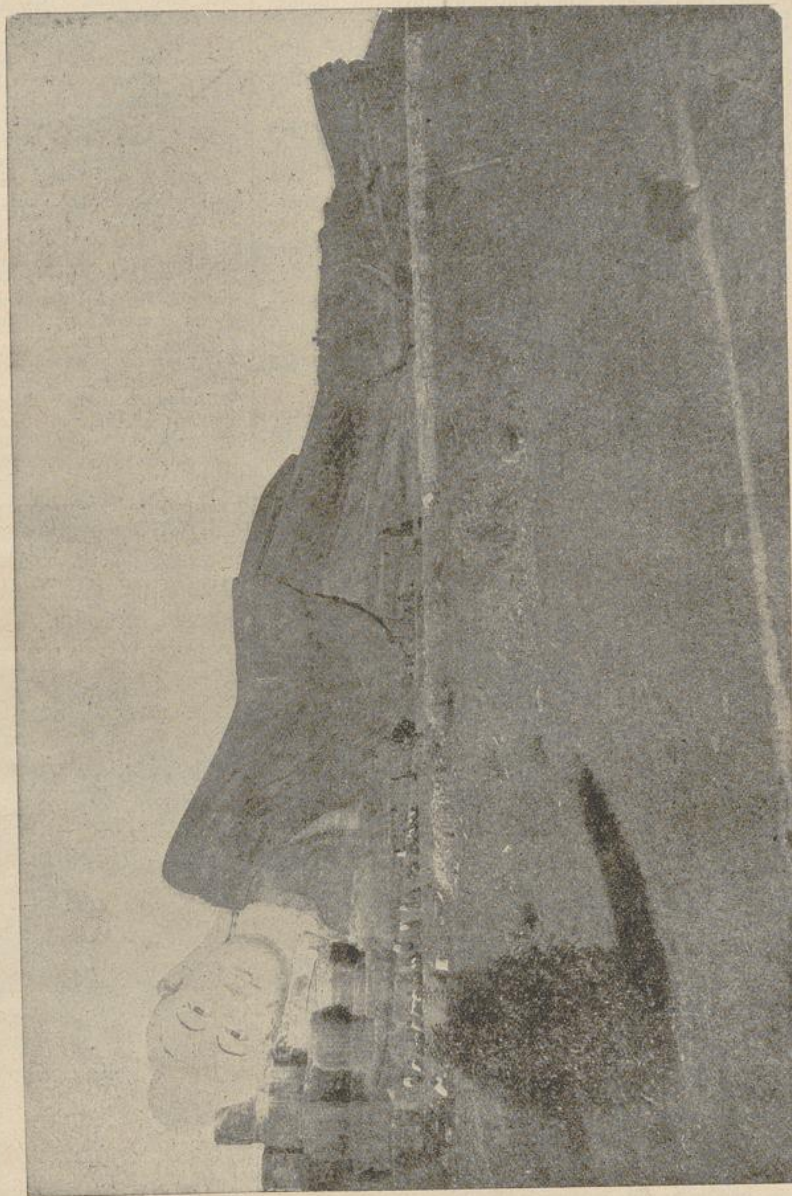
einer Missionsstation entfernt wohnenden Christen nur selten Gelegenheit, der großen Gnade des hl. Meßopfers teilhaftig zu werden.

Wesentliche Erfordernisse dürfen natürlich auch hier nicht fehlen. Im Folgenden einige Beispiele, wie es dabei einem Missionär ergehen kann: Schon war ich einmal drei Stunden von meiner Hauptstation entfernt und dem Ziele nahe, wo ich an jenem Tage die heilige Messe lesen wollte, als ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß mir der Meßwein vollständig aus dem Fläschchen in die Tasche geronnen war! Ein Ersatz dafür war aber weit und breit nicht zu haben. — Da war nun rein nichts zu machen, wenn es mir auch in innerster Seele leid tat, daß nicht nur ich selbst an jenem Tag auf die Feier der heiligen Messe verzichten mußte, sondern daß auch die guten Neubefehrten derselben nicht beiwohnen konnten, obschon sie so sehr darnach verlangten und obendrein dabei kommunizieren wollten.

Ein anderesmal sollte ich zwei Tagereisen von meiner Station entfernt im Hause einer katholischen Engländerin zelebrieren. Die Frau versicherte mir, im Besitze aller hierzu notwendigen Paramente zu sein, mit Ausnahme des Kelches. Diesen nahm ich also mit, desgleichen Hostien und Wein, der Vorsicht wegen auch Korporale und Purifikatorium. Als ich nun an Ort und Stelle alles zur Feier der hl. Messe herrichtete, fehlte die Palla! — Sollte ich nun unter solchen Umständen das hl. Opfer unterlassen? Nein, ich schaffte einfach eine Not-Palla her. Da ich, wie bemerkt, ein Korporale mitgenommen hatte und im Hause selbst ein solches vorhanden war, so benützte ich einfach das eine dieser Korporalien als Palla, und hoffe dadurch keinen allzu großen Verstoß gegen die Rubriken gemacht zu haben. Wieder ein anderesmal fehlten mir auf einer Filiale, woselbst ich Sonntags früh die hl. Messe lesen sollte, die Kerzen. Mein Konfrater, der wenige Tage vorher daselbst zelebriert hatte, vergaß, mich darauf aufmerksam zu machen, daß nur noch von einer einzigen Wachskerze ein kleiner Rest vorhanden sei. Als ich mir dieses Restchen näher ansah, fand ich, daß trotz seiner scheinbaren Länge höchstens ein Zentimeter Brennlänge Wachs darin vorhanden sei. Die Altarkerzen sind bekanntlich unten hohl, um bequem

auf dem sogenannten „Dorn“ der Leuchter aufgesteckt werden zu können.

Was nun? Dieses Restchen reichte offenbar nicht für die ganze Messe aus, und ohne Licht durfte ich nicht zelebrieren. Ich schickte also zum nächsten Store, um dort zwei Kerzen holen zu lassen. Daß hier keine Wachskerzen zu haben waren, wußte ich, doch mir



Kolossalsteinbild eines ruhenden Buddha zu Pegu in Süd-Birma.

war auch mit Stearin- oder Paraffinkerzen gedient, da wir in diesem Stücke Dispense haben. Bis diese kamen, verfloß eine geraume Zeit, die ich dazu benützte, aus dem noch vorhandenen Wachs ein Kerzchen zu fabrizieren. Dazu brauchte ich aber einen Docht. Keiner der anwesenden Neuchristen — es mochten ihrer gegen dreißig sein — wollte aber etwas dafür Passendes bei sich haben. Da fiel mein Blick auf einen alten Teppich, der vor dem Altärchen ausgebreitet lag. Der hatte lose Fäden, die sich leicht

zu einem Döchte formieren ließen, im Ueberfluß. Ich schnitt sodann das Kerzenrestchen, soweit der Döcht reichte, ab, fädelte den neuen Döcht in die größere, hohle Hälfte und ließ, die kleine Oeffnung unten mit dem Finger zuhaltend, das Wachs des abgeschnittenen brennenden Kerzenstümpchens in die Höhlung hineinträufeln. Der Versuch gelang, und kurz darauf las ich die hl. Messe mit drei Kerzen, zwei Stearinkerzen aus dem Store, und dem neugeformten Wachskerzenchen. —

Ob das kleine Ding aber auch eine halbe Stunde brennen wird? Ich kam zur Wandlung, zum Paternoster, zur hl. Kommunion, es brannte immer noch. Ich erteile den hl. Segen und beginne das letzte Evangelium — und siehe, gerade, wie ich am Schluß bei den Worten: „Et verbum caro factum est“ das Knie beuge, sinkt der letzte Rest des brennenden Döchtes ins geschmolzene Wachs zurück und erlischt. —

Auf diese und ähnliche Weise muß man sich eben in der Not zu helfen wissen.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Rottweil, Spaichingen, Hofen, Bodenmais, Künzelsau, Dietenhofen, Würzburg, Brimsweiler, Oberginsbach, Wiesbach, Mehlack, Königshofen, Rohrdorf, Görtwühl, Schonach, Willanzheim, Nebelschütz, Kempten, Weinsfelden, Kitzingen, Neufisch, Kiesel, Rhina, Einswangen, Gablingen, Unterpleichfeld, Sulzdorf, Holzheim.

Danksgagen

sind eingegangen aus: Mühl i. M., Graz, Künzelsau, Amberg, Adshausen, Würzburg.

Gebets-Empfehlungen.

Um guten Geschäftskauf. Verhütung von Verzweiflung. Um Seelenfrieden. Um Hilfe in großer Bedrängnis. Um Gebuld in schweren Leiden. Um eine glückselige Ehe. Ein Bruder in gemischter Ehe. Um Bewahrung der Unschuld. Ein verirrter Sohn. Um gutes Grame. Um Glück zum Eintritt in den Ehestand. Eine Gemeinde. Glückliche Ehe. Eine Arbeiterin. Ein Jüngling um einen neuen Beruf. Eine verst. Mutter. Eine barmh. Schwester. Um Erhaltung des Augenlichtes. Unglückliche Familie. Um gute Stelle. Ein dem Fluchen ergebener Vater. Ein leichtsinniger Jüngling. Um Befreiung von Seelenleiden. Mehrere Prozeßsachen. Um Bewahrung vor Verlust des Vermögens. Mehrere Mütter um Befreiung ungeratener Kinder. Mehrere dem Trunke ergebene Ehegatten. Ein Pfarrer mit seiner Gemeinde. Ein Gemütskranker. Eine Augenranke. Ein stotterndes Kind. Um guten Ausgang schwerer Familienanliegen. Schweres Familienanliegen. Glückliche Niederkunft. Glück und Segen im Geschäft. Ein schweres Anliegen. Um Glück im Studium und Berufswahl. Erlangung einer Stelle. Um Befreiung von einem Geburtsfehler. Ein bedrängter Familienvater. Um Zurechtstellung geliehenen Geldes. Um Befreiung eines Staatszeramens. Um eine Lebensstellung. Glückliche Standeswahl. Glück. Entbindung. Ein Mann, daß er zur Einsicht komme. Eine jähzornige Hausfrau. Um Frieden in der Familie. Ein dem Fluchen ergebener Vater. Eine eigensinnige Tochter. Eine leidende Schwester. Ein großes Vergernis. Um gute Kindererziehung. Ein Sohn in der Lehre. Um Erkenntnis des Berufes.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionsschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Vergißmeinnicht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliebrn unseres Wohltäter-Messbundes sind gefordert und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Herr Motoly, Pozsony. N. N., Pozsony. Josefina Petter, Wien. Franz Neuhold, Weiz. Fanny Studener, Geinberg. Josef Brunn,

thaler, Pattenhofen. Josef Egger, Hall (Tirol). Hermann Schüke, Wunsdorf. Maria Rehl, Gershen bei Vitzfeld. Anna Rosenberger, Gröbming. P. Alexander Schaffer, Pfarr. Mariahof. Maria Zorn, Eggersdorf. Theresia Mamofer, Gendorf. Margaretha Klug, Gussenheim. Fr. Jangmann, Petersburg-Nebraska. Gorbach, Cincinnati-Ohio. Bernard Hartmann, Dubuque-Iowa. Margaretha Steinchen, Dubuque-Iowa. Theresia Rohner, Dubuque-Iowa. Kath. Hauptis, Maring. J. V. Dull, Dinklage. Magdalena Waldeyer. Karl Schumacher, Bielefeld. Hermann Hüging, Dechant, Duisburg. Johann Janßen, Essen. Anna Kerfeld, Rottuln. Franz Krings, Kote-Grde. Franz Drees, Berl. Heinrich Janßen, Emmerich. Kath. Breuer, Köln. Magdalena Schwer. Maria Haas, Bad Oberdorf. Johann Funt, Roth. Genovefa Ammon, Ravensburg. Magdalena Hergendörfer, Brückenau. Margaretha Koch, Wasserlosen. Sylvester Franz, Ebringen. Pelagia Kolb und Angela Weber, Motten. Walburga Brann. Franziska Kitzinger, Klossing. Frau Brüdner, Würzburg. Theresia Bürgermeister, Laiz. Frau Strauß, Heimsbrunn. Herr Knoller, dessen Sohn und Frau Greis, Kempten. Theresia Munding, Stuttgart. Theresia Berner, Gumbelshelm. Sylvester Stengl, Pfr., Geretshausen. Karl Amtmann, Feldbach. Kath. Braunsberger, Warberg a. R. Rosa Halbmaier, Haag. Maria Oswald, St. Stefan ob St. Rosina Hilmabauer, Blindenmarkt. Josefa Krenn, Kleinmettersdorf. Josef Egger, Vöders. Theresia Egger, St. Blasien. Anna Orner, Graz. Theresia Marth, Groß-Lajaz. Hochw. Jakob Scheibhofer, Stift Schlägl. Alois Pittcher, St. Felix. Karolina Bohenhofer, Amberg. Frau Höchinger, Horn. Anna Arnold, Attinghausen. Josef Schwarzer, Bielenhof. Susanna Gollhofer, Dorfen. Josef Leier, Hof b. Baiensfurt. Anna Häufinger, Seubrigshausen. Maria Grimm, Wised. Julius Lehleiter, Blochingen. Walburga Neger, Blitzenreute. Kath. Böckl, Schwarzenfeld. Anna Marg. Riberth, Marg. Neufam und Marg. Rattler, Untersürm. Georg Spelt, Eggolsheim. Maria Höfer, Mergentheim. Georg Leisch, Saarunion. Marg. Hochrain, Humprechtshausen. Karl Kordowich sen., Würzburg. Joh. Josef, Merktli, Mols. Johannes Ruter, Berned. Anna Wydenmaier, Horn.

In dankbarer Erinnerung an die leystjähigen Weihnachtsgaben ersuchen wir die edlen Wohltäter, auch dieses Jahr der armen Kinder in Mariannhill gütigst gedenken zu wollen.



Abreißkalender pro 1909

mit dem sehr schönen Bilde der hl. Mutter Anna kann solange Vorrat auch von unseren Vertretungen bezogen werden (mit Ausnahme von Detroit, U. S. A.) zum Preise von 50 Pfg., 60 Heller 65 centimes.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.